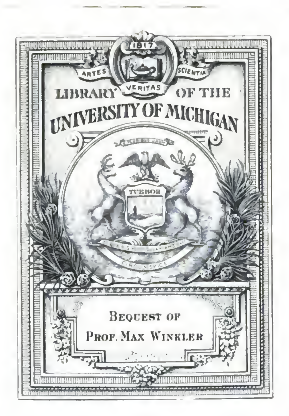
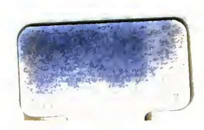

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER



Lessing und Swift.

Eine Studie

über

„Nathan der Weise“

von

Dr. J. Caro,
Professor.

Jena.
Otto Deistung's Buchhandlung.
(Hermann Dabis.)
1869.

Lessing und Swift.

Lessing und Swift.

Eine Studie

über

„Nathan der Weise“

von

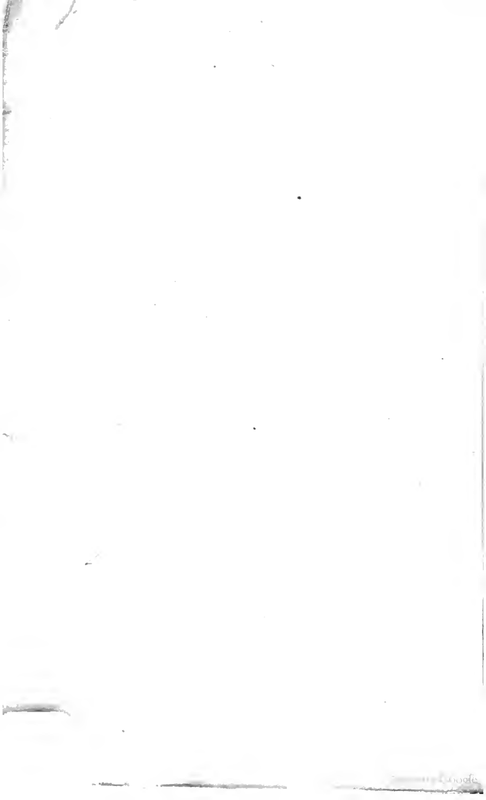
Dr. J. Caro,
Professor.

Jena.
Otto Deistung's Buchhandlung.
(Hermann Dabis.)
1869.

Der

Frau Maria von Muchanow

geb. Gräfin von Nesselrode.



Verehrteste Frau!

Als ich vor längerer Zeit mit Ihnen gelegentlich über die Art sprach, in welcher Künstler die ersten Conceptionen für ihre Gebilde empfangen, entwarfen Sie mit dem Ihnen eigenen anmuthigen Feuer und in liebenswürdiger Schwärmerei ein herrliches Gemälde. Sie schilderten, wie sich da vor dem geistigen Auge des Künstlers mit einem einzigen Blitz der Himmel spaltet, wie er in den aufgethanen Pforten ein Urbild schaut, so vollkommen, so schön, so wunderbar, daß seine Seele von Staunen und Entzücken erbebt; wie er schaut und schaut und Alles sich in

die Erinnerung zu graben sucht; wie er dann, wenn der Vorhang sich wieder geschlossen, aus „der Fülle der Gesichte" im Stoffe zu erzeugen, zu verewigen strebt, was der Geist im Augenblick der Gnade ihn sehen ließ; wie dann die Materie in der Niedrigkeit ihres irdischen Ursprungs sich gegen die himmlischen Formen sträubt und Wehmuth und Trauer in der Brust des Künstlers weckt — bis endlich nach langem Mühen und Ringen, unter beugendem Schmerz und lichter Freude geboren, das Kunstwerk vor uns steht. — Mich rührte Ihr Bild. Doch durch Beruf

verpflichtet, durch Gewohnheit geübt, an die gespaltenen Himmel nicht zu glauben, durfte ich dem verführerischen Zauber Ihres Ideenganges nicht nachgeben. Mein Lessing befiehlt mir: „Alles, was geschieht, so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen kann.“ Giebt denn — die Frage legte ich mir vor — die Geschichte, die ja Alles, was geschehen, wissen muß, keine Auskunft darüber, wie wir es damit zu halten haben? Und ich versuchte sogleich das berühmteste der Werke Lessing's selbst bis zu seinen ersten Quellspuren zu verfolgen. Hier

bringe ich Ihnen das Ergebniß; Ihnen, edle Freundin, die Sie den Geist des Nathan so wohl begriffen und — was nach Lessing zwar nicht schwerer, doch aber wohl, wie die Erfahrung lehrt, kaum leichter zu sein scheint — geübt haben.

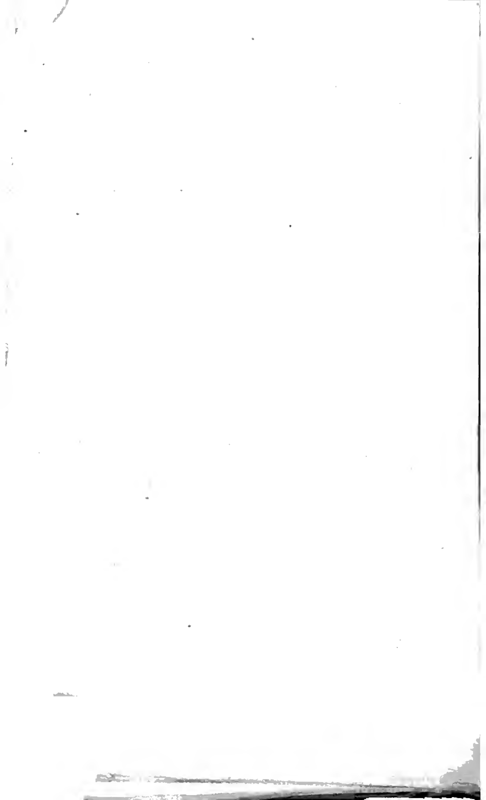
In treuer Ergebenheit

J. Caro.

Jena,
am Geburtstage Schillers 1868.

Die Spuren von Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendsten seiner Vollkommenheiten. Sie sind mir sogar lehrreicher als alle diese zusammen genommen.

Lessing über Luther.



Wenn ich die Vermessenheit habe, an die Spitze dieser kleinen Studie die Behauptung zu stellen, daß sie dem Leser etwas ihm Neues über Lessing's „Nathan der Weise" bringen werde, so habe ich mir dieses Wagniß nicht leicht werden lassen. Im vorigen Jahre hat ein Oberlehrer Naumann aus Dresden ein hundertfünfundzwanzig Seiten starkes Büchlein unter dem Titel: „Literatur über Lessing's Nathan" erscheinen lassen, in welchem mit vielem Fleiß und wenig Methode Alles in Titeln und kurzen Auszügen zusammengetragen ist, was über dieses Drama in eigenen Büchern oder in Zeitschriften oder innerhalb allgemeiner Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte geschrieben worden ist. Ein hundertfünfundzwanzig Seiten starker Beitrag zur Erhärtung des Sprüchworts von den Kärrnern, die zu schaffen bekommen, wenn die Könige bauen. Und doch ist dieses Verzeichniß nicht einmal vollständig; aber wer den

Muth hatte, an der Hand desselben sich in diesem Büchersaal umzuthun, dem ist gewiß der Muth für den Anspruch „Neues" darüber bringen zu wollen, gesunken. Enthusiastische Bewunderung, hochmüthige Verwerfung, kleingeistiges Meistern, ungenügsame Krittelei, liebewarme Erläuterung, sinnige Deutung, unfromm spöttelnde Nachahmung, weihevolle Verehrung — Alles, was einem Kunstwerk in den Händen der nach Verständniß ringenden Menschen geschehen kann, ist diesem Drama widerfahren. Nach den unzähligen Commentaren, Besprechungen, Ausführungen braucht man nicht einmal den Geist erhebenden Zauber von ihm selbst unmittelbar empfangen zu haben, um zu wissen, welche Menge von Gegenständen und Fragen es berührt, in sich schließt, löst und wieder aufwirft. Mehr Straßen führten nicht von den Gipfeln und Pässen und Thälern und Häfen Griechenlands nach Delphi oder Olympia, als Gedankenrichtungen von den verschiedensten Gesichtspunkten nach diesem hehren Tempelbau des deutschen Genies. Von allen Seiten stehen weit und breit die Thore offen, von allen Seiten wallten Erkenntniß und Erhebung suchende Männer und Frauen hinein; auf allen Wegen gelangte man zu lichterfüllten, geistbestrahlten Stätten.

Mochte Jeder auch den Weg, den er gegangen, als den besten, passendsten preisen — Jeder, der kam, um für sich zu suchen, fand, was er wünschte und mehr noch darüber. Pries man die Freiheit des Geistes, die unerschrockene Unbefangenheit des Denkens, die dort walte, so konnte man sich nicht verschließen vor der kindlich frommen Demuth und selbstlosen Hingebung, die das Ueberwallen der Kühnheit mäßigte; rühmte man die Behendigkeit und Schärfe des spitzen Witzes, so wurde man wie von warmem Sonnenlichte überströmt von „der heitern Naivetät" und von der herzgewinnenden Fülle des Gemüthes. Man forschte der eigenthümlichen Lösung religiöser Probleme nach und ward beschenkt mit dem Entzücken über eine erschütternde, edle Dichtung; man ging auf heiteres Ergötzen an dem musischen Spiele aus und fand sich hineingerissen in den Kreis der höchsten Fragen, welche die Menschheit sich zu stellen hat. Die Theologie sah sich einer Erscheinung gegenüber, mit der sich jede wie auch immer geartete Richtung in ihr so oder so wird abfinden müssen; die Weltweisheit, die schulgerechte wie die freie, erkannte dieser Welt von Weisheit gegenüber es recht eigentlich für ihren Beruf, sie voll Anerkennung zu em-

pfehlen oder im Widerstreit mit ihr sie zu widerlegen. Die Gesetze des Geschmacks formten sich nach den Linien, die der Abriß dieses Kunstwerks bot, die Literärgeschichte sah in ihm die Inauguration einer Epoche höchster und mustergültiger Vollkommenheit, und die gesammte Nation war von Liebe durchzuckt für diese Verkörperung ihrer eigenen nationalen Sympathien und Gefühle, für diese Incarnation ihres ihr eigenthümlichen Geistes. Ja noch weiter: das ganze folgende Jahrhundert versenkte sich in zunehmendes Erstaunen über die pünktliche Erfüllung dieser schönen Prophetie, und klar und lebendig erkannten die edelsten Vertreter desselben es als seine Aufgabe, dieser Heilsbotschaft gerecht zu werden und ihren Geist aus der Dichtung in das Leben hinüberzutragen. Noch am heutigen Tage ist, wenn man den stetigen Gang menschlicher Fortbildung in's Auge faßt, die geistige Höhe nicht abzusehen, in welcher die von Lessing's Nathan umschriebene Gedankenzone eine überwundene, hinter uns bleibende Region bilden wird.

In der That müßte das deutsche Volk weniger reich an Kritikern und Denkern sein, wenn noch ein Gesichtspunkt hätte übrig bleiben sollen, von dem

aus ein Begreifen und Durchdringen der Dichtung möglich gewesen wäre, ohne daß man ihn zu verfolgen mindestens versucht hätte. Auch hätte ihr schöner Strom nicht von so lichter Klarheit sein müssen, daß noch Dunkelheiten sich fänden, welche die Arbeit eines Jahrhunderts nicht für das allgemeine Verständniß und Bewußtsein zu tilgen und aufzuklären gewußt hätte. Man rede und schreibe immer fort und fort von Lessing und seinem Nathan. Von Lessing reden ist den Geist erbauen. Aber Neues sagen, noch Ungesagtes darüber vorbringen, das möchte selbst einem großen und hervorragenden Geiste schwer werden. Nicht so, als wäre das Thema veraltet, verbraucht; so wenig als die Sonne, der Frühling, die Bäume, die Wälder, die Vögel, die Liebe es sind. Die Veränderungen der Zeit werden immer wieder gestatten und auffordern, ihren Inhalt und Werth an jenem umfassenden Maßstab der Lessing'schen Dichtung abzumessen, aber dann ist das Neue aus dem veränderten geschichtlichen Leben hergenommen, nicht in Bezug auf das Dichtwerk als Objekt. Dieses ist erforscht in dem tiefen Grunde seiner Idee, wie in dem Plane seiner Ausgestaltung, und längst schon sind die erholten Ergebnisse in die organische Bildungsthätigkeit

unseres Jahrhunderts übergegangen und sind dort zu einem weitläufigen Beweggrund der besten Tendenzen geworden. Nicht einmal diejenigen würden Neues darüber zu bringen im Stande sein, welche, um nur neu zu sein, das wahre und klare zutreffende Verständniß auf den Kopf stellten; denn auch dies ist schon mehr, als sich für Verkehrtheit ziemt, geschehen. Kurzum: wem es im Herzen, wenn er schreibt, mehr um das Neue als um das Gute zu thun ist, dem ist zu rathen, daß er sich einen andern Vorwurf suche, als Lessing's Nathan.

Und doch hatte ich oben die Kühnheit, zu versichern, daß ich dem Leser etwas Neues über diesen Gegenstand vorzuführen in der Lage bin! Damit aber hat es diese Bewandtniß: Es ist meine Meinung nicht, über die Idee des Drama's in ihrem Gewicht und Werth zu handeln, auch nicht von der Anlage und Entwickelung der Charaktere, nicht von Sinn und Bedeutung des Einzelnen oder des Ganzen für irgend eine Zeit, überhaupt soll hier weniger von dem die Rede sein, was Lessing aus dem reichen Vorrath seines eigenen Dichtens und Denkens hinzugethan hat, als von dem, was er anderwärts hergenommen, von den Quellen und Anregungen seiner

Dichtung, von dem Werden und Entstehen derselben im Geiste ihres Schöpfers. Wir bescheiden uns, bei dem Stofflichen des Gegenstandes stehen zu bleiben. Gewährt es doch ein eigenes Vergnügen, den Maler, den Bildhauer in seinem Atelier aufzusuchen; wie sehen wir voll Theilnahme die ersten ungeformten Conceptionen des Künstlers; wie hören wir gern die Anlässe und Erlebnisse, welche die ersten undeutlichen Vorstellungen von dem zu schaffenden Gebilde hervorgerufen haben. Keineswegs haben wir jedesmal die bestimmte, kühle Absicht dabei, uns dadurch das Verständniß des Kunstwerks oder der künstlerischen Individualität zu vermitteln, vielmehr thun wir es oft aus reinem Trieb der Liebe — der Liebe zu einer durch ihr Schaffen für uns zum Heros gewordenen Person. Seitdem der homerische und chevalereske Heroismus uns keinen Antheil mehr abzugewinnen vermag, hat sich die mythologische Kraft auf die Verklärung der Künstler und ihrer Schöpfungen geworfen. Wie sind uns die Mährchen lieb, die von Beethoven, Mozart, Rubens, Raphael, Tizian, Michelangelo im Schwange gehen. Wie viel lieber noch die Wahrheit; wie hier ein Traumgesicht, dort eine lebendige Erfahrung in der Seele des Künstlers den ersten

Trieb zur Gestaltung geliehen hat. Es ist weit mehr als der eingeborne Wunsch, „der Dinge Grund zu kennen", es ist der innere Drang des Herzens, Alles in unserem Bewußtsein zu fassen, was den geliebten Helden berührte, umschloß, erregte, leitete. Die oft und viel geschmähte Unermüdlichkeit, mit der die Deutschen sich um die „Papierschnitzel" ihrer Dichtergrößen gekümmert haben, entsprang wesentlich jener edeln Empfindung, welche, indem sie dem Genius huldigt, ihren Träger ehrt. — Auch Lessing ist nicht leer ausgegangen. Auch ihm und seinem Angedenken hat sein Volk liebewarm Verehrung und Pflege zu Theil werden lassen, obwohl gerade er mehr als irgend ein Anderer demselben den Bruch mit eingewurzelten und eingewohnten Verirrungen zugemuthet hat. Vielfältige Arbeit hat uns die Lebensgeschichte dieses unvergleichlichen Mannes dargelegt. Nur wenige Umstände derselben sind uns verhüllt geblieben. Zu einer Geschichte seines Denkens und Dichtens sind Versuche in großem Maßstabe gemacht; von vielen Seiten her sind Bausteine zusammengetragen worden, und nicht mehr als ein solcher Baustein soll auch das Folgende sein.

Ueber die Quelle und Anregung zum „Nathan", insoweit es sich nur um den Stoff, um die Fabel handelt, sollte man meinen, könnte eine Frage gar nicht mehr aufgeworfen werden, nachdem uns Lessing selbst mit aller Bestimmtheit die nöthigen Fingerzeige dazu gegeben hat. — „Ich habe **vor vielen Jahren** einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat. Schlagt nur nach das Decameron des Boccaccio: Giornata I Nov. III. Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich Alles sehr gut soll lesen lassen." So schreibt Lessing am 11. August 1778 an seinen Bruder Carl, und bald darauf an Herder: „Ich will hoffen, daß Sie weder den Propheten Nathan noch eine Satire auf Goeze erwarten. Er ist ein Nathan, der beim Boccaz Melchisedek heißt, und dem ich diesen Namen nur immer hätte lassen können, da er doch wie Melchisedek ohne Spur vor sich und nach sich wieder aus der Welt gehen wird." Wir wollen uns bei diesem rührenden Irrthum des bescheidenen Dichters nicht weiter aufhalten, ein Irrthum, den nur der gewaltige Fortschritt des ihm nachfolgenden Geschlechtes zu einem solchen gestempelt hat. Aber

dort, wo sich seine Worte auf die Vergangenheit, auf gewissermaßen plastisch gewordene Thatsachen beziehen, da haben wir nicht blos das Recht, haben wir die zwingende Pflicht es mit einer unerbittlichen Schärfe und Strenge zu nehmen, mehr als je einem Autor des Alterthums gegenüber, denn es handelt sich um nichts Geringeres, als um Lessing'sche Worte. „Vor vielen Jahren", sagt er, und bald darauf in einem spätern Briefe an seinen Bruder: „Mein Nathan ist ein Stück, welches ich schon vor drei Jahren vollends auf's Reine bringen und drucken lassen wollte. Ich habe es jetzt nur wieder hervorgesucht, weil mir auf einmal beifiel, daß ich den Feinden damit auf einer andern Seite in die Flanke fallen könnte." Also müßten „drei Jahre" die „vielen" sein; oder doch nicht, denn vor drei Jahren sollte das Stück nur „auf's Reine gebracht werden", d. i. nachdem wir ja wissen, „wie geschwind es fertig geworden", aus dem bloß im Geiste getragenen Plane zu einer wirklichen Form gestaltet werden. Also älter, viel älter ist jedenfalls die Idee zu diesem Drama, und zwar nicht blos soweit sie den abstrakten Inhalt desselben, sondern seine Form und seinen Stoff angeht. Und Alle, die besten Forscher und Kenner Lessing's sind

darin einig, Plan und Grundgedanken der Dichtung in Lessing's früheste Jugend, in den Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn zu setzen. Wenn Stahr mehr tönend als bestimmt diese Meinung so ausdrückt: „So folgerecht war die Entwickelung dieses herrlichen Geistes, daß sein größtes Dichterwerk am Schlusse seines Lebens nur die vollgereifte Frucht aufzeigt von der Blüthenknospe seiner Jugend," so ist schon lange vor ihm Danzel mit dem ihm eigenen historisch-praktischen Scharfsinn der Frage näher getreten: wann in seiner Jugend hat Lessing zuerst die Idee zu seinem Drama erfaßt? Und merkwürdig, sehr merkwürdig! Das scheinbar so Natürliche, das man zunächst erwarten sollte, daß es bei der Lektüre der Novelle des Bocaccio geschehen sei — das weist Danzel insofern ab, als er mit nicht geringer Mühe einen andern Zeitpunkt und eine andere Gelegenheit aufsucht und, wiewohl nur in der reservirten Form einer Vermuthung, es ausspricht, daß der erste Gedanke zum Nathan bei Lessing in einer Zeit entstanden ist, in welcher er möglicherweise die Novelle des Boccaccio überhaupt noch gar nicht gekannt hat.

Es ist aber alle Ursache vorhanden, diese Vermuthung als eine Thatsache anzuerkennen, und zwar

besonders aus folgendem Grunde, zu dessen Darlegung wir etwas ausholen müssen. So wie das Drama uns vorliegt, zeigt es in seinem organischen Bau die große Schwäche der Zweitheiligkeit, also den Mangel einer architektonischen Einheit. Wir haben zwei Stücke vor uns, die ohne Gewalt auseinandergerissen werden können. Die Erzählung von den drei Ringen trägt an sich so sehr den Charakter der Episode und zwar einer den Gang der Handlung retardirenden, fast durchschneidenden Episode, welche auch ihrerseits wiederum so sehr mit dem Anspruch auf Selbstständigkeit auftritt, daß von jeher Vorleser, Rhetoren und Schauspieler diese Einschaltung aus dem Ganzen herauslösen, dem Publikum vorführen und, was das Wesentlichste ist, einen durchaus befriedigenden, durch den innern Abschluß befriedigenden Eindruck hervorrufen konnten. Man versuche einmal ein Aehnliches mit irgend einer Scene eines Goethe'schen Drama's, ob dergleichen möglich ist. Und der andere Theil, den ich der Kürze wegen die Familiengeschichte nennen will, — wie viel Federstriche des Dramaturgen gehören dazu, um sie für sich allein zu einem selbstständigen, an sich wirksamen und anziehenden Gemälde zu machen? Ja, man könnte beinahe sagen, daß diese

Handlung ohne die Unterbrechung durch die Erzählung von den Ringen eindrucksvoller, rascher, durchschlagender sein würde, denn jene Einschaltung mit dem ergreifenden Pathos einer allgemeinen Theorie hält das Interesse des Zuschauers gebannt und gefesselt, und gestattet ihm nicht, ganz und voll sich dem weitern Verlauf der Ereignisse zu widmen. Um die Kluft zwischen den Theilen noch zu erweitern, kommt noch der Umstand hinzu, daß sie beide ihrer innern Beschaffenheit nach verschieden sind. Die Ringgeschichte ist generalisirend, die Familiengeschichte individualisirend; die erste ist episch, die andere dramatisch. Und für die Wirkung ist die Anordnung verkehrt. Aus dem durch die Handlung Individualisirten soll der allgemeine Gedanke sich erzeugen; das fabula docet muß hinter der Fabel stehen, denn sind wir erst mit dem Allgemeinen in unserm Gemüthe beschäftigt, dann haben wir nicht Zeit und Raum für die Theilnahme an einem einzelnen Fall. Im „Nathan" steht das fabula docet voran, oder was noch schlimmer ist, mitten inne, an einem Punkte, wo Charaktere und Handlung erst angefangen haben, uns Theilnahme abzuringen, wo unsere Wärme im ersten Aufsteigen begriffen ist. Mit dem weithin ausstrah-

lenden Glanze ihrer lehrhaften Theorie drückt die Erzählung von den Ringen die eigentlich dramatische Handlung bis zur Unbedeutsamkeit, bis zur armseligen Niedlichkeit herunter.

Der dramatische Dichter als solcher hätte diese heterogenen Theile niemals in einander flechten gekonnt, und daß es auch Lessing nicht vermochte, geht mit zwingender Beweiskraft aus dem Umstande hervor, daß an keinem Orte des Drama's und bei keiner Gelegenheit auf die breit hervortretende Einschaltung der Ringgeschichte zurückgewiesen wird; kein merkbarer, greifbarer Faden schießt aus der Handlung in die didactische Erzählung hinüber. Wohl aber der philosophische Dichter; er bildete den Edelstein und seine goldene Fassung zu einem einzigen Ring, und das Verknüpfende war die Idee. Mit vollem Recht sagt Kuno Fischer; „Das Werk ist aus einer Idee hervorgegangen. Nicht die Handlung, sondern die Idee ist im Nathan die Hauptsache.“ In der That ist Lessing's Bezeichnung des Werkes als ein dramatisches Gedicht nicht zutreffend und müßte eher ein philosophisches Gedicht, ein philosophisches Drama heißen. Die Idee allein giebt seinem Stoff die nothwendige, die innerliche Einheit — Nur im Vorübergehen

ollen wir die Frage aufwerfen, welches denn diese
inheitlich vermittelnde Idee ist? Nun, der vielstim-
nige Chorus deutscher Kritiker hat diese Frage mit
inem so polyphonen Geräusch beantwortet, daß dar-
us eine ohren- und herzzerreißende Musik entstanden
st, und man nur wenig Aenderungen vorzunehmen
raucht, um den Satz Mirza Schaffy's:

> Wenn die Lieder gar zu moscheenduftig und schaurig weh'n,
> Muß es im Kopf des Dichters gar zu ideenluftig und
> traurig steh'n,

echt zutreffend zu machen. Was hat man nicht Alles
aus- und untergelegt! „Du lieber Himmel, welch
Gewimmel!" Zum großen Glück hat uns Lessing
selbst mit einer kategorischen Bestimmtheit und mit
einer unantastbaren Deutlichkeit die Anleitung zur Er-
kenntniß des Richtigen gegeben. „Es kann wohl
sein," schreibt er an seinen Bruder, „daß mein Na-
than im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn
er auf das Theater käme, was wohl nie geschehen
wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur liest,
und unter tausend Lesern nur Einer daraus
an der Evidenz und Allgemeinheit seiner
Religion zweifeln lernt." Man sollte meinen,

das wäre klar. Weder soll irgend einer der sog-
nannten positiven Religionen der Boden entzogen oder
verrückt werden; noch soll eine gegen die andere ab-
gemessen und gewogen, oder höher und tiefer geste[llt]
werden; noch soll eine über allen schwebende neue, etw[a]
der Zukunft angehörende, inaugurirt werden, in der alle
übrigen durch die Thätigkeit gewisser wahlverwandt[en]
Eigenthümlichkeiten sich auflösen sollen, auflösen kön-
nen; noch soll den historischen Religionen im Ver-
gleich mit der Vernunftreligion eine inferiore Stellun[g]
angewiesen werden; noch soll irgend einer Religio[n]
die Fähigkeit einer sittlichenden Kraft und Wirkun[g]
auf das Individuum, das in ihrem Gedankenkrei[s]
steht, abgesprochen werden — nur soll die Evide[nz]
und Allgemeinheit jeder wie auch immer geartet[en]
Religion als ein Gegenstand des Zweifels angeseh[en]
werden. Wohlgemerkt! Als ein Gegenstand de[s]
Zweifels! Damit ist nicht einmal gesagt, *daß nich[t]*
irgend eine Religion evident und allge-
mein sein könne, aber Keiner soll das von sein[er]
Religion als eine unerschütterliche Thatsache, als ei[n]
undiscutirbares Attribut annehmen. Zweifeln soll e[r]
lernen, denn darin allein ist die Möglichkeit de[s]
Fortschritts bedingt, darin allein ist die Voraussetzun[g]

ür jenes beseligende Glück, jene erhebende Befriedi-
zung gegeben, welche der Besitz der Wahrheit nim-
nermehr, wohl aber das Streben nach Wahrheit zu
llen Zeiten gewährt. Die letzten Ziele, die Schluß-
unkte der Erkenntniß müssen immer offen bleiben.
Das fordert Lessing hier in Beziehung auf die Re-
igionen wie überall anderwärts. Nun liegt aber
lar auf der Hand, daß jede Religion nach dem Maße
on der Tendenz des „Nathan" angegriffen werden
vird, in welchem sie Evidenz und Allgemeinheit als
hre besonderen Eigenschaften für sich in Anspruch
nimmt. Und die theils so gehässig, theils so sophistisch
ventilirte Frage, wie Lessing dazu gekommen, das
Judenthum, oder sagen wir lieber die Juden um so
viel höher zu stellen als die Christen, löst sich in
iner überaus einfachen logischen Folgerung auf. Die
Evidenz ihrer Religion nehmen die Juden wie die
Christen für sich in Anspruch, nicht aber die Allge-
neinheit, welche eine ganz ausschließliche Prätention
des Christenthums ist. Und Nathan ragt in seiner
Individualität über Beide, über Juden und Christen,
hervor, weil er in der Großherzigkeit seines edlen
Geistes sowohl an der Evidenz (man erinnere sich
einer Aeußerungen über die Wunder, denn das Wun-

der würde allerdings eine Religion evident machen), als an der Allgemeinheit seiner Religion zweifelt. — Es ist geradezu unbegreiflich, daß die Untersuchungen über die Idee des Nathan nicht diesen Ausgangspunkt gewählt haben, der doch, insofern er von Lessing selbst gegeben ist, der allerberechtigtste sein dürfte. Wir haben indessen dies hier nicht weiter zu verfolgen.

Diese Idee aber verknüpft jene beiden an sich sehr verschiedenen Stücke, aus denen das Drama besteht; diese bewirkt nicht sowohl, als ist die innere Einheit des Drama's; sie ist in der Erzählung von den Ringen theoretisch, in der Familiengeschichte praktisch durchgeführt. Schon schlimm freilich für den dramatischen Dichter, daß nicht die Einheit aus der innern Natur seiner Fabel quillt, schlimmer noch, daß die Idee seines Drama's dermaßen von demselben in Form eines Philosophems abgetrennt werden kann, daß nur sie selbst eine Einheit repräsentirt, vermöge welcher das Auseinanderfallen der Bestandtheile der Fabel verhütet wird, und am allerschlimmsten, daß diese Idee, wie wir gesehen haben, ihrem Wesen nach eine negative ist, was sie nun vollends undramatisch macht. Doch darauf kommt es hier nicht an. Aber

ich meine, wenn man eine Betrachtungsweise gelten lassen will, wie sie neuerdings auf Shakspeare mit Erfolg angewendet worden ist, wenn man einen Augenblick zugeben will, daß auch die genialsten Männer nicht immer unter den Sternen wandeln und von den kleinen Zufälligkeiten und Begebnissen des Alltagslebens nicht minder wie andere Erdenkinder berührt werden, so dürfte sich ohne Schwierigkeiten nachweisen lassen, daß es noch ein anderes vermittelndes Gedankenglied giebt, welches die beiden verschiedenen Stücke des Nathan zu einem Ganzen verbunden hat, und dieses tertium medium comparationis ist — Boccaccio; ist der Umstand, daß nicht blos die Erzählung von den drei Ringen, sondern auch die Familiengeschichte und weiterhin sogar die Figuren des Nathan und in gewisser Beziehung die des Tempelherrn dem Decamerone entlehnt sind. Da es lange gedauert hat, bis diese Bemerkung gemacht worden ist und daraus hervorzugehen scheint, daß die Bekanntschaft mit dem Decamerone keine sehr allgemeine und genaue ist, können wir uns nicht damit begnügen, die einschläglichen Erzählungen nur mit ihrer Ordnungsnummer anzuführen und müssen eine wenigstens ihrem Inhalt nach dem Leser in's

Gedächtniß zurückrufen. Selbstverständlich können wir über die Geschichte vom Juden Melchisedek (Giornata I. Nov. III.) ohne Weiteres hinweggehen. Dagegen schlage man nur im Decamerone etwa hundert Seiten weiter um, und man findet (Giornata V. Nov. V) folgende Erzählung, die wir möglichst zusammenfassen: *)

*) Um meinen Leserinnen nicht zuzumuthen, daß sie das Decamerone selbst wegen der beiden vortrefflich erzählten Novellen nachschlügen, da es in allen Fällen besser und ihrem Interesse angemessener ist, wenn sie das Decamerone trotz seiner hohen literarischen Bedeutung nicht lesen, will ich die beiden Erzählungen nach der Uebersetzung von Carl Witte hierher setzen:

I.

Wisset nämlich, daß vor Zeiten in der Stadt Fano zwei Lombarden, Guidotto von Cremona und Giacomino von Pavia genannt, wohnten, die jetzt zwar beide schon bejahrt waren, in ihrer Jugend aber fast beständig das Waffenhandwerk als rüstige Krieger betrieben hatten. Als nun Guidotto sterben wollte, und weder einen Sohn, noch sonst einen Freund oder Verwandten besaß, dem er mehr getraut hätte, als dem Giacomino, so hinterließ er diesem, nachdem er ihm, noch Mancherlei über seine Angelegenheiten gesagt hatte, nebst Allem, was er besaß, seine etwa zehnjärige Tochter und starb alsdann.

Zu Fano (Romagna) lebten zwei bejahrte Männer aus der Lombardei, Guidotto von Cremona und

Um dieselbe Zeit geschah es aber, daß die Stadt Faenza, die lange Zeit von Krieg und Mißgeschick heimgesucht worden war, sich einigermaßen wieder erholte und daß allen Denen, die wieder dorthin zurückkehren wollten, freie Befugniß dazu ertheilt ward. Dessentwegen zog denn auch Giacomino, der früher dort gewohnt hatte, und dem der Aufenthalt gefiel, mit Allem, was ihm gehörte, wieder nach Faenza, und nahm dabei das Mädchen, die Guidotto ihm hinterlassen und die er gleich seiner eigenen Tochter liebte und pflegte, mit hinüber.

Wie das Mädchen allmälig heranwuchs, wurde sie ausnehmend schön, wie damals kaum eine andere in jener Stadt zu finden war, und mit ihrer Schönheit hielten ihre Sittsamkeit und ihr Anstand gleichen Schritt. Da fanden sich denn natürlich manche Liebhaber ein, unter denen jedoch vorzüglich zwei Jünglinge, die beide wohlerzogen und gut geartet waren, ihr gleichmäßig die innigste Liebe zuwandten und darüber aus Eifersucht gegen einander den bittersten Haß faßten. Von diesen jungen Leuten hieß der Eine Giannole di Severino und der Andere Minghino di Mingole und keiner von ihnen beiden würde, als das Mädchen 15 Jahr alt war, wenn anders ihre Angehörigen es zugelassen hätten, einen Augenblick angestanden haben, sie zur Frau zu nehmen. Da sie aber sahen, man setze ihren Wünschen Gründe entgegen, die sie nicht zu beseitigen vermochten, beschloß ein Jeder von ihnen, sich auf was immer für eine Weise in in ihren Besitz zu setzen.

Giacomino von Pavia. Als Guidotto sein Lebensende herannahen fühlte, empfahl er seine weltlichen

---

Nun hatte Giacomino eine alte Magd und einen Diener im Hause, der Crivello hieß und ein lustiger und gar umgänglicher Kauz war. Mit diesem befreundete sich Giannole und entdeckte ihm, als er glaubte, daß es an der Zeit sei, seine Liebe mit der Bitte, ihm dazu zu verhelfen, daß er seine Wünsche erreiche; wofür er ihm auf den Fall seiner Willfährigkeit große Belohnungen versprach. Darauf erwiderte ihm Crivello; „Ich sehe nicht, wie ich Dir in dieser Angelegenheit anders behülflich sein könnte, als dadurch, daß ich Dich selber, sobald Giacomino einmal zum Abendessen ausgehn sollte, in ihr Zimmer führe; denn, wollte ich ihr nur das Mindeste von Dir sagen, so würde sie mir gewiß kein Gehör geben. Ist Dir nun damit gedient, so verspreche ich es Dir und werde mein Wort halten; dann sieh Du aber selber zu, was Du thun willst, um zu Deinem Ziele zu gelangen." Giannole versicherte, weiter nichts zu verlangen, und mit dieser Verabredung gingen sie von einander.

Auf der andern Seite hatte Mingole die alte Magd gewonnen und so sehr sich geneigt gemacht, daß sie schon mehrmals Bestellungen an das Mädchen besorgt und diese beinahe für Mingole entflammt hatte. Ueberdies aber hatte sie ihm auch versprochen, daß sie ihn zu seiner Geliebten führen wolle, sobald Giacomino einmal einen Abend außerhalb des Hauses zubringen würde.

Nun geschah es aber, nicht gar zu lange nachdem die verschiedenen Parteien auf solche Weise sich verabredet hatten, daß

Angelegenheiten seinem Freunde Giacomino, übergab ihm ein Mädchen von 10 Jahren zur Erziehung und

---

Giacomino auf Veranstaltung des Crivello einmal bei einem seiner Freunde zu Abend aß. Der Diener ermangelte nicht, es dem Giannole wissen zu lassen, und verabredete mit ihm, daß er auf ein gewisses Zeichen kommen und die Hausthür offen finden solle. Zugleich unterrichtete aber auch die Magd, die von dem Allem nichts wußte, den Minghino, daß Giacomino nicht zu Hause esse, und sagte ihm, er möge sich nur in der Nähe des Hauses bereit halten, um, sobald er ein Zeichen erblicken werde, das sie mit ihm verabredete, sogleich kommen zu können und zu seiner Geliebten zu gehen.

Als der Abend heran kam, zogen die beiden Verliebten, ohne von einander zu wissen, obgleich ein Jeder den Andern wegen seiner Absichten in Verdacht hatte, beide mit bewaffneter Begleitung aus, um von dem Gegenstande ihrer Wünsche Besitz zu ergreifen. Minghino versteckte sich mit den Seinigen in das nahe gelegene Haus eines seiner Freunde, um dort das Zeichen der Magd abzuwarten. Giannole dagegen hielt sich mit seinen Gefährten in einiger Entfernung von dem Hause.

Inzwischen suchte Crivello und die Magd, sobald Giacomino fortgegangen war, Einer den Andern auf alle Weise zu entfernen. Crivello sagte zur Magd: „warum gehst Du denn noch nicht schlafen? Was in aller Welt hast Du nur, Dich noch im Hause herumzutreiben?" „Ich möchte nur wissen," entgegnete die Magd, „warum Du Deinen Herrn nicht holen gehst. Warum wartest Du denn, nun Du ge-

starb. Giacomino hatte früher in Faenza gewohnt und es nur wegen Kriegsnoth verlassen; da es sich

---

gessen hast?“ Und so gelang es Keinem, den Andern von der Stelle zu bringen. Als aber endlich die Stunde herangekommen war, die Giannole mit Crivello verabredet hatte, sagte dieser bei sich selbst; „Was hab' ich mich um die Alte zu kümmern? Will sie nicht still sein, so kann sie auch noch ihr Theil abkriegen.“ Da machte er das verabredete Zeichen und ging, die Thür zu öffnen. Sogleich traten Giannole der schon herbeigekommen war, und zwei seiner Begleiter in das Haus ein und ergriffen das Mädchen, die sie im Saale fanden, um sie fortzuschleppen. Das Mädchen wehrte sich und schrie, was sie nur konnte, und die Magd nicht minder. Minghino vernahm das Geschrei und eilte mit den Seinigen gleich dahin, von wo er es kommen hörte. Wie diese nun das Mädchen schon zur Thüre herausschleppen sahen, zogen sie sämmtlich ihre Schwerter und riefen: „Ihr Verräther, Ihr seid des Todes! das soll euch nicht gelingen! Was ist das für ein Unfug!“ Mit diesen Worten schlugen sie auf jene los und über den Lärm kamen dann auch die Nachbarn mit Lichtern und mit Waffen herbeigelaufen und tadelten nicht allein den versuchten Frevel, sondern standen auch dem Minghino thätig bei. So gelang es dem Letzteren nach langem Kampfe, das Mädchen dem Giannole wieder abzunehmen und sie zurück in die Wohnung des Giacomino zu bringen. Das Handgemenge hatte aber nicht eher ein Ende, als bis die Lanzenknechte des Stadthauptmanns dazu gekommen waren und viele der Anwesenden und unter diesen namentlich den

jetzt wieder gehoben hatte, kehrte er dorthin mit dem ihm übergebenen Mädchen zurück, und widmete sich,

---

Minghino, den Giannole und den Crivello festnahmen und in's Gefängniß brachten.

Erst, nachdem der Lärm vorüber war, kam Giacomino nach Hause und war im Anfang äußerst ungehalten über das Geschehene. Als er aber bei genauerer Untersuchung, wie sich Alles zugetragen, sich überzeugte, das Mädchen sei dabei außer aller Schuld, beruhigte er sich ein wenig und nahm sich im Stillen vor, damit dergleichen sich nie wiederholen könne, sie sobald als immer möglich zu verheirathen.

Wie die Angehörigen des einen und des andern Theils am andern Morgen der Wahrheit gemäß gehört hatten, was geschehen war, sahen sie wohl ein, wie üble Folgen die Sache für die beiden jungen Leute haben konnte, wenn Giacomino diejenigen Schritte that, zu denen er völlig berechtigt war. Deßhalb gingen sie zu ihm und baten ihn mit gar guten Worten, daß er weniger auf die Beleidigung sehen möge, welche die jungen Männer in ihrer Unbesonnenheit ihm zugefügt hätten, als auf die Liebe und das Wohlwollen, das er, wie sie glaubten, für sie, die Bittenden hege, wobei sie denn noch überdies sowol sich selbst, als jene beiden Anstifter des Unfuges zu jeder Buße erboten, die es ihm belieben würde zu fordern.

Giacomino, der in seinen Tagen gar Mancherlei erlebt hatte, und ein Mann von wohlmeinender Gesinnung war, erwiderte mit wenig Worten: „Werthe Herren, wäre ich hier in meiner Heimat, wie ich in der Eurigen bin, so würde ich

da er das Kind wie ein eigenes liebte, der Erziehung desselben. Das Mädchen wuchs zu einer tugendhaften,

---

doch viel zu viel Freundschaft für Euch hegen, um in dieser Sache anders als nach Euern Wünschen zu verfahren. Um so mehr aber muß ich mich Eurem Verlangen fügen, da Ihr durch das Geschehene Niemand als Euch selbst zu nahe getreten seid. Wisset nämlich, daß das Mädchen, um die es sich handelt, nicht, wie die Meisten glauben mögen, aus Cremona oder aus Pavia gebürtig, sondern daß sie eine Faentinerin ist, wenn auch weder ich, noch sie selbst, noch der, von dem ich sie erhalten habe, anzugeben wissen, wessen Tochter sie sei. Darum soll denn in der Angelegenheit, um derentwillen Ihr mich bittet, Alles geschehen, wie Ihr selbst bestimmen werdet."

Als die guten Männer vernahmen, das Mädchen sei aus Faenza, wunderten sie sich nicht wenig, und baten deshalb den Giacomino, nachdem sie ihm zuvor für seine wohlwollende Antwort gedankt hatten, daß er ihnen sagen möge, wie das Mädchen in seine Hände gekommen sei und wie er erfahren, daß sie aus Faenza stamme. Giacomino erwiderte ihnen: „Guidotto von Cremona, der mein Freund und Waffengefährte gewesen ist, sagte mir auf seinem Todbette, daß er, als diese Stadt von Kaiser Friedrich eingenommen und dabei geplündert wurde, mit einigen seiner Gefährten in ein Haus gedrungen sei, das sie zwar voller Sachen, aber von den Einwohnern verlassen gefunden haben. Nur ein Kind von etwa zwei Jahren sei zurückgeblieben, und habe, wie er die Treppen hinaufgekommen sei, ihm „Vater" entgegengerufen. Dadurch zum Mitleiden bewogen, habe er denn das kleine

liebenswürdigen und schönen Jungfrau heran. Zwei Jünglinge verliebten sich in sie, Giannole di Severino

---

Mädchen nebst den übrigen Sachen, die er dort im Hause vorgefunden, mit sich nach Fano genommen. Dasselbe Mädchen nun hinterließ er mir bei seinem Tode mit Allem, was er hatte, und trug mir auf, sie, wenn es an der Zeit sein würde, zu verheirathen, und ihr alsdann Alles, was sein gewesen wäre, zur Mitgift zu geben. Alt genug wäre sie zwar wohl um zu heirathen; noch habe ich aber Keinen gefunden, der mir genehm gewesen wäre; doch thäte ich gerne bald dazu, damit Vorfälle, wie die von gestern Abend, sich nicht mehr wiederholen könnten."

Unter den Anwesenden war ein gewisser Guglielmo aus Medicina, der sich genau erinnerte, was für ein Haus es gewesen sei, das Guidotto ausgeplündert hatte. Und da er den Eigenthümer desselben ebenfalls dort gegenwärtig sah, trat er zu ihm und sagte: „Bernabuccio, hörst Du wol, was Giacomino da sagt?" „Freilich", erwiderte Bernabuccio, „und eben bedenke ich mir die Sache genauer; denn ich erinnere mich sehr wohl, daß ich in der damaligen Verwirrung eine Tochter, gerade von dem Alter, das Giacomino angab, verlor." „Gewiß, das muß sie sein," entgegnete Guglielmo, „denn ich habe selber einmal den Guidotto beschreiben hören, wo er zu jener Zeit geplündert habe, und daraus ganz deutlich entnommen, daß es Dein Haus gewesen sei. Besinne Dich also, ob Du sie an keinem Zeichen wieder zu erkennen weißt und dann schicke nach ihr und Du wirst ohne Zweifel finden, daß sie Deine Tochter ist."

und Minghino di Mingole; beider Eltern waren aber gegen die Verbindung, und jeder der Jünglinge

---

Bernabuccio sann eine Weile nach, und entsann sich am Ende wirklich, daß sie über dem linken Ohre eine kreuzförmige Narbe haben müsse, die davon entstanden war, daß er ihr kurz vor jenem Ereigniß dort ein kleines Gewächs hatte ausschneiden lassen. So zögerte er denn nicht weiter, sondern ging auf Giacomino, der noch gegenwärtig war, zu, und bat ihn, daß er ihn mit sich nach Hause nehmen und ihm das Mädchen zeigen möge. Giacomino war gern bereit dazu und ließ das Mädchen rufen, sobald sie nach Hause gekommen waren. Wie Bernabuccio sie aber zu sehen bekam, war es ihm, als sähe er die Züge der Mutter, die noch eine schöne Frau zu nennen war, leibhaftig vor sich. Ohne sich indeß damit zu beruhigen, bat er Giacomino um die Erlaubniß, ihr die Haare über dem Ohr ein wenig aufheben zu dürfen, was dieser auch bewilligte. So trat denn Bernabuccio zu dem Mädchen, die verlegen und beschämt dastand, und hatte ihr kaum mit der rechten Hand die Haare ein wenig gelüftet, als er auch schon das Kreuz erblickte, und durch das Zeichen sich völlig überzeugte, daß sie wirklich seine Tochter sei. Sogleich umarmte er sie unter vielen Thränen, so sehr sie sich auch sträuben mochte, und sagte zu Giacomino gewandt: „Theuerster Bruder, das Mädchen ist meine Tochter; das Haus, das Guidotto geplündert hat, war das meinige, indem meine Frau bei dem plötzlichen Schrecken das Kind vergessen hatte und bis heute haben wir Alle geglaubt,

trachtete daher auf Mittel, dennoch das Mädchen zu erlangen. Giannole gewann den im Hause angestell=

---

sie sei an jenem Tage, wo mein Haus verbrannte, ebenfalls ein Raub der Flammen geworden."

Wie das Mädchen diese Worte vernahm, maß sie theils, da sie ihn schon bei Jahren sah, seinen Worten Glauben bei, theils regte sich auch in ihrem Herzen eine verborgene Stimme, und sie fing, von nicht minderer Rührung ergriffen, gleichfalls zu weinen an. Bernabuccio schickte sogleich nach ihrer Mutter und nach den andern Verwandtinnen, sowie auch nach den Schwestern und Brüdern, und zeigte sie ihnen Allen, und erzählte ihnen, was geschehen war, und führte sie dann nach tausend Umarmungen unter großen Festlichkeiten und mit voller Zustimmung des Giacomino in sein Haus.

Als diese Neuigkeit dem Stadthauptmann, der ein wohlgesinnter Mann war, bekannt wurde, beschloß er, weil Giannole, den er noch gefangen hielt, als Bernabuccio's Sohn, des Mädchens leiblicher Bruder war, dessen Vergehen für dies Mal ungestraft hingehen zu lassen. Zu dem Ende redete er dem Bernabuccio wie dem Giacomino zu und brachte es glücklich dahin, daß dem Giannole wie dem Minghino ververziehen und dem Letzteren zur großen Freude der Anverwandten das Mädchen, die Agnesa hieß, verlobt wurde, worauf er dann auch Crivello und die Andern, die um der gleichen Angelegenheit willen eingesperrt worden waren, mit ihnen zugleich frei ließ.

ten Diener Crivello, der ihm versprach, ihn zu dem begehrten Mädchen zu führen, wenn der Vater nicht

---

Minghino aber feierte bald darauf mit vielem Aufwand fröhliche Hochzeit, führte seine Braut heim und lebte noch viele Jahre mit ihr glücklich und in Frieden.

II.

Unzweifelhaft ist es, wenn wir anders den Berichten einiger Genuesen und anderer Leute trauen können, welche in jenen Gegenden waren, daß in dem Catai einst ein Mann von edlem Stamme und so reich, daß Niemand sich mit ihm vergleichen konnte, lebte und Nathan hieß. Dieser besaß ein Landgut nahe an einer Heerstraße, auf der fast nothwendig Jeder vorüberziehen mußte, der aus dem Westen nach dem Osten oder aus Osten nach Westen reisen wollte, und da er von großer und freigebiger Gemüthsart war und danach verlangte, durch seine Handlungsweise bekannt zu werden, so ließ er hier in kurzer Zeit von vielen Meistern, die er im Dienst hatte, einen der schönsten, größten und reichsten Paläste, welche jemals gesehen worden, herrichten und diesen mit allen den Dingen, welche zur Aufnahme und Bewirthung edler Männer geziemend waren, auf das Beste ausstatten. Im Besitz einer großen und schönen Dienerschaft ließ er einen Jeden, der hin und wiederwanderte, hier auf das Gefälligste mit freundlichem Willkommen empfangen und bewirthen. Und so lange beharrte er in diesem löblichen Gebrauch, daß nicht

zu Hause sein wird, und Minghino hatte sich ebenso die Gewogenheit einer Magd im Hause Giacomino's

---

der Osten blos, sondern auch fast der ganze Westen ihn dem Rufe nach kannte.

Als er nun mit Jahren schon beladen doch immer noch seiner gastlichen Freigebigkeit nicht überdrüssig war, begab es sich, daß sein Ruf auch zu den Ohren eines jungen Mannes, Namens Mithridanes, aus einem Lande nicht fern von dem seinigen, gelangte. Dieser, der sich bewußt war, nicht weniger reich als Nathan zu sein, und der auf dessen Ruf, wie auf dessen Tugend neidisch geworden war, beschloß bei sich, durch noch größere Freigebigkeit die des Nathan zu vernichten oder zu verdunkeln. Nachdem er einen Palast, dem des Nathan ähnlich, hatte erbauen lassen, fing er an, die ungemessensten Höflichkeiten, welche man je erwiesen hatte, Jedem, der dort vorüber ging oder kam, zu erweisen, und ohne Zweifel wurde auch er in kurzer Zeit berühmt genug.

Nun geschah es aber eines Tags, daß, während der Jüngling ganz allein in dem Hofe seines Schlosses weilte, ein armes Weib, die durch eine der Thüren desselben eingetreten war, ihn um ein Almosen bat und dies erhielt; dann durch eine zweite Thür zurückgekehrt, dies noch einmal empfing, und so fort, bis zum zwölften Mal. Als sie jedoch zum dreizehnten Mal wiederkehrte, sagte Mithridanes zu ihr: „Gute Frau, Du bist gar eifrig in diesem Deinen Bitten." — Nichtsdestoweniger gab er ihr ein Almosen.

Als die Alte diese Worte hörte, rief sie: „O Freigebigkeit des Nathan, wie bist Du bewundernswürdig! Denn

zu erwerben gewußt, welche die Mittlerin zwischen dem Liebhaber und dem Mädchen machte und endlich

---

durch zweiunddreißig Thore, die sein Palast hat, gleich diesem, trat ich ein und bat ihn um Almosen, und nie wurde ich von ihm, so daß er es hätte merken lassen, erkannt, und immer erhielt ich die Gabe; und hier, wo ich nur zum dreizehnten Male erscheine, werde ich erkannt und verspottet."

Als Mithridanes diese Worte der Alten vernahm, erachtete er, was er von dem Ruhme des Nathan hörte, für eine Beeinträchtigung des seinigen, und ward von wüthendem Zorn ergriffen, so daß er ausrief: „Ich Unglücklicher, wann werde ich die Freigebigkeit des Nathan in großen Dingen erreichen, geschweige denn sie übertreffen, wie ich mich bestrebe, wenn ich selbst in den kleinsten ihr nicht nahe zu kommen im Stande bin? Fürwahr, ich bemühe mich umsonst, wenn ich ihn nicht aus der Welt schaffe, und das will ich, da das Alter ihn nicht wegräumt, ohne Aufschub mit meinen eignen Händen verrichten."

Mit diesem Ungestüm sprang er auf, und, ohne seinen Entschluß Jemandem mitzutheilen, stieg er mit geringer Begleitung zu Pferde und gelangte am dritten Tage dahin, wo Nathan wohnte. Nachdem er hier seinen Begleitern befohlen, daß sie thun sollten, als gehörten sie nicht zu ihm und kennten ihn gar nicht, und bis auf weitere Nachricht für ihr Unterkommen Sorge tragen möchten, langte er gegen Abend dort an und, wie er nun allein war, traf er, nicht weit von dem schönen Palast, auf Nathan, welcher ganz allein und ohne alle Pracht im Anzuge dort lustwandelte.

auch versprach, ihm bei Gelegenheit Zutritt zu dem Mädchen zu verschaffen. Als nun Giacomino einst

---

Er kannte ihn nicht und fragte ihn daher, ob er ihm sagen könne, wo Nathan weile. Freundlich antwortete ihm dieser: „Mein Sohn, Niemand ist in dieser Gegend, der Dir das besser nachweisen könnte, als ich, und darum will ich Dich zu ihm führen, sobald es Dir gefällt." — Der Jüngling erwiderte, daß ihm dies zwar sehr erwünscht sein würde, daß er aber, wenn es möglich wäre, von Nathan weder gesehen, noch erkannt sein möchte. „Auch dies," erwiederte ihm Nathan, „will ich machen, da es Dir so gefällt."

Nachdem nun Mithridanes abgestiegen war, begab er sich mit Nathan, der ihn bald genug in angenehme Gespräche verflocht, zu dessen schönem Palaste. Hier ließ Nathan durch einen seiner Diener das Pferd des Jünglings abnehmen und befahl demselben (indem er ihm leise in's Ohr flüsterte), daß er sogleich alle Hausbewohner anweisen solle, dem Jünglinge nicht zu sagen, er selbst sei Nathan: und so geschah es denn auch. Sobald sie im Palaste waren, wies Nathan den Mithridanes in ein prächtiges Zimmer, in welchem Niemand anders ihn sah, als Die, welche er zu seiner Bedienung abgeordnet hatte, und während er ihn auf das herrlichste bewirthen ließ, leistete er selbst ihm Gesellschaft. Obwol nun Mithridanes ihn bei längerem Umgange wie einen Vater zu verehren anfing, fragte er ihn doch, wer er sei. Nathan antwortete ihm: „Ich bin ein geringer Diener des Nathan, von Kindheit an mit ihm aufgewachsen, und mit ihm alt geworden, und nie hat er mich zu etwas Anderem, als Du siehst,

auswärts zu Nacht speiste, ließ Crivello dem zuvor benachrichtigten Giannole die Hausthür offen, damit

---

erhoben, weßhalb denn, obwol Jeder sonst ihn lobt, ich ihn eben nicht sehr zu preißen weiß."

Diese Worte gaben dem Mithridanes einige Hoffnung, nun mit besserem Rath und größerer Sicherheit seinem schnöden Vorsatz Erfolg geben zu können. Höflich fragte Nathan auch ihn, wer er sei und welches Geschäft ihn hierher führe, indem er ihm zugleich seinen Rath und seine Hülfe, in Allem, was er für ihn zu thun vermöchte, anbot. Mithridanes zögerte etwas mit seiner Antwort; endlich aber beschloß er, sich ihm anzuvertrauen, und als er ihn nach einem langen Umschweif von Worten erst um seine Verschwiegenheit, und dann um seinen Rath und seine Hülfe gebeten, entdeckte er ihm vollständig, wer er sei und warum und von welchem Antriebe bewogen er hier angekommen sei.

Als Nathan diese Erzählung und das grausame Vorhaben des Mithridanes hörte, entsetzte er sich zwar innerlich, allein ohne lange zu zögern, antwortete er ihm starken Muthes und mit festem Antlitze: „Mithridanes, Dein Vater war ein edler Mann, und Du willst nicht von ihm abarten, da Du ein so hohes Unternehmen beschlossen hast, wie das ist. gegen Jedermann freigebig zu sein, daher lobe ich denn auch den Neid, den Du gegen Nathan's Tugend empfindest; denn wäre dieser Neid häufig, so würde die Welt, welche so elend ist, bald besser daran sein. Dein Vorhaben, das Du mir entdeckt hast, soll ohne Zweifel verborgen bleiben, doch kann ich Dir dazu mehr guten Rath als Beistand leihen, und die-

er auf ein gegebenes Zeichen hereindringen könne, während Minghino von der Magd bestellt war, in

ser Rath ist folgender; Du kannst von hier, vielleicht eine halbe Miglie entfernt, ein kleines Gehölz erblicken, nach welchem Nathan fast jeden Morgen ganz allein geht und lange genug dort lustwandelt. Hier wird es Dir leicht sein, ihn anzutreffen und ihm nach Deinem Wunsche zu thun. Hast Du ihn dann getödtet, so nimm, damit Du ohne Hinderniß in Deine Heimat zurückkehren könnest, nicht etwa den Weg, auf welchem Du hierher kamst, sondern verlaß das Gehölz auf dem Pfade, den Du zur Linken hinausführen siehst; denn er ist, wiewol ein wenig wild, doch Deiner Heimat näher und führt Dich sicherer."

Nachdem Mithridanes diese Anweisung empfangen hatte und Nathan von ihm geschieden war, that er seinen Begleitern, welche gleichfalls dort in der Gegend waren, vorsichtig zu wissen, wo sie ihn den folgenden Tag erwarten sollten. Als der neue Tag erschienen war, ging Nathan, dessen Entschluß von dem Rathe, den er dem Mithridanes gegeben, durchaus nicht verschieden war, und der diesen seitdem auf keine Weise geändert hatte, ganz allein nach dem Gehölz, um dort zu sterben. Mithridanes erhob sich, ergriff seinen Bogen und sein Schwert, da er keine andere Waffe hatte, stieg zu Pferde und begab sich nach dem Gehölz, in welchem er schon von fern den Nathan ganz allein lustwandeln sah. Entschlossen, ihn, ehe er ihn angriffe, zu sehen und ihn reden zu hören, eilte er auf ihn zu, ergriff ihn bei der Stirnbinde, die er auf dem Kopf trug, und rief: „Alter, Du bist des

der Nähe des Hauses zu warten, um ihn zu ihrer Herrin bringen zu können. Am Abend suchten ver-

---

Todes?" Hierauf entgegnete Nathan nichts weiter, als: „So habe ich es also verdient!"

Wie Mithridanes die Stimme hörte und ihm ins Gesicht blickte, erkannte er ihn sogleich als Den wieder, der ihn so wohlwollend aufgenommen, ihm so traulich Gesellschaft geleistet und so treu berathen hatte. Augenblicklich verschwand nun seine Wuth und sein Zorn verwandelte sich in Scham. Schnell warf er daher das Schwert, welches er schon zum Todesstreiche entblößt hatte, weg, stieg vom Pferde, eilte mit Thränen zu Nathan's Füßen und rief: „Jetzt, theuerster Vater, erkenne ich deutlich Eure unerreichbare Freigebigkeit, wenn ich betrachte, mit welcher Vorsicht Ihr hierher gekommen seid, um mir Euer Leben selbst zu geben, nach dem ich mich, ohne allen Grund, gegen Euch selbst verlangend zeigte. Doch Gott, der um meine Schuldigkeit besorgter war, als ich selbst, hat mir in dem Augenblicke, wo es mir am nöthigsten war, die Augen des Verstandes geöffnet, welche ein elender Neid mir geschlossen hatte. Deßhalb erkenne ich mich in demselben Maß, wie Ihr bereit gewesen seid, mir zu willfahren, zur Buße meines Irrthums verpflichtet; nehmt daher an mir die Rache, die Ihr meiner Schuld für entsprechend achtet."

Nathan hieß den Mithridanes sich erheben, umarmte und küßte ihn zärtlich und sprach zu ihm: „Mein Sohn, Dein Beginnen, ob Du es nun böse oder anders nennen wollest, bedarf weder der Bitte um Vergebung, noch der Bewilligung

geblich Crivello und die Magd sich wechselseitig bei Seite zu bringen, und da dies nicht gelang, gab Cri-

derselben, da Du nicht aus Haß, sondern blos, um für besser gelten zu können, ihm gefolgt bist. Sei also von meinetwegen sicher und sei gewiß, daß kein Anderer lebt, der Dich so liebt wie ich, da ich die Größe Deiner Seele anschlage, welche nicht, wie der Geiz thut, Geld aufzuhäufen, sondern das Gesammelte freigebig zu verwenden, Dich antrieb. Und schäme Dich nicht, mich tödten gewollt zu haben, um berühmt zu werden; noch glaube, daß ich mich darüber verwundere. Die erhabensten Kaiser und die größten Könige haben fast alle mit keiner anderen Kunst, als mit der, zu tödten, und zwar nicht nur einen Menschen, wie Du wolltest, sondern unzählige, und mit Verbrennen von Städten und Einäschern von Ländern, ihre Reiche und dadurch ihren Ruhm erweitert: Deßhalb, wenn Du mich allein tödten wolltest, um dadurch berühmter zu werden, so hast Du weder etwas Wunderbares, noch etwas Neues, sondern etwas sehr Gewöhnliches gethan."

Mithridanes, der seine schnöde Absicht keineswegs entschuldigte, sondern nur die ehrenwerthe Entschuldigung lobte, die Nathan dafür gefunden hatte, kam im Gespräch mit ihm endlich darauf, zu sagen, wie er sich über die Maßen wundere, daß Nathan sich dazu habe entschließen und ihm selbst noch Mittel und Rath dazu habe angeben können. Hierauf entgegnete Nathan: „Mithridanes, Du darfst Dich über meinen Rath und meinen Vorsatz nicht verwundern, weil, seitdem ich mein eigner Herr war, und mich entschlossen hatte, Dasselbe zu thun, was auch Du zu vollführen unternommen

vello ungestüm dem Giannole das Zeichen, und der Jüngling, von bewaffneten Freunden begleitet, stürmt

---

hast, niemals Jemand mein Haus betreten hat, den ich nicht aus allen Kräften in Dem zu befriedigen gestrebt hätte, was er von mir fordern mochte. Du betratest es, nach meinem Leben verlangend; und da ich selbst Dich dieß fordern hörte, entschloß ich mich schnell, damit Du nicht der Einzige wärest, der ohne Befriedigung seines Verlangens von mir schiede, es Dir zu geben. Damit Du es nun erhieltest, gab ich Dir den Rath, den ich für nützlich hielt, um mein Leben zu bekommen und das Deinige nicht zu verlieren, und eben darum wiederhole ich Dir und bitte Dich auch, daß Du es nehmest, wenn es Dir gefällt, und Dich dadurch selbst zufrieden stellst; denn ich weiß nicht, wie ich es besser weggeben könnte. Ich habe es achtzig Jahre lang zu meinem Vergnügen und zu meinen Freuden gebraucht und weiß, daß dem Lauf der Natur gemäß, wie bei allen übrigen Menschen und überhaupt bei allen Dingen, es nur noch kurze Zeit mir gelassen werden kann; darum halte ich denn für besser, es ebenso wegzuschenken, wie ich immer meine Schätze verschenkt habe, als es so lange behalten zu wollen, bis es mir gegen meinen Willen von der Natur genommen werde. Hundert Jahre zu verschenken ist eine kleine Gabe; wie viel geringer ist es aber, deren sechs oder acht fortzugeben, die ich etwa noch hier zu weilen hätte? Nimm es daher, wenn es Dir gefällt, ich bitte Dich; denn so lange ich lebe, habe ich noch Niemanden gefunden, der es begehrt hätte, und weiß auch nicht, wenn ich einen Solchen finden könnte, wenn Du, der danach verlangt, es nicht an-

durch die offen gelassene Thür in den Saal, wo die Frauen sich befanden. Diese erheben ein lautes Ge-

---

nehmen willst. Ja, fände ich auch einen Solchen, so weiß ich doch, daß, je länger ich es bewahre, desto geringer sein Werth wird, und darum nimm es, ehe es noch werthloser wird, ich bitte Dich darum."

Mithridanes, tief beschämt, entgegnete: „Verhüte Gott, daß ich etwas so Köstliches, als Euer Leben ist, geschweige es Euch zu nehmen, indem ich Euch von ihm trennte, auch nur begehrte, wie ich noch vor Kurzem that; nein, weit entfernt, die Jahre desselben zu verringern, möchte ich ihm gerne von den meinigen noch zusetzen." Schnell entgegnete Nathan hierauf: „Und wenn Du nun kannst, willst Du mir denn wirklich zusetzen? Willst Du machen, daß ich gegen Dich thue, was ich nie gegen irgend Wen sonst gethan habe, daß ich nämlich von dem Deinen nehme, der ich niemals fremdes Gut genommen. „Ja", erwiderte Mithridanes rasch. „Nun so thue denn", sagte Nathan, „was ich Dir sagen werde. Jung, wie Du bist, wirst Du hier in meinem Hause bleiben und Nathan heißen; ich aber will in Dein Haus gehen und mich hinfort Mithridanes nennen lassen."

„Wenn ich", antwortete Mithridanes hierauf, „so edel zu handeln verstünde, als Ihr versteht und längst verstanden habt, so würde ich ohne lange Ueberlegung annehmen, was Ihr mir anbietet; aber, da es mir nur zu gewiß scheint, daß meine Thaten eine Verminderung des Ruhmes Nathan's sein würden, und ich nicht die Absicht habe, einen Andern

schrei, und Minghino, der es hört, eilt von der andern Seite mit seinen Freunden herbei, um die Entführung zu verhindern. Es gelingt ihm, das Mädchen in Sicherheit zu bringen. Die Rauferei der beiden Jünglinge setzt sich aber fort, bis die Schaarwache herbei kommt und Giannole sammt Minghino und Crivello zur Haft bringt.

Als Giacomino nach Hause gekommen, ist er über den Vorgang sehr bekümmert und nur froh, daß das Mädchen selbst unschuldig an dem Unheil ist. Bald aber kamen die Verwandten der Verhafteten um ihn zu ersuchen, daß er den ihm angethanen Schimpf nicht weiter vor Gericht verfolge. Giaco-

---

um Das zu bringen, was ich selbst nicht erreichen kann, so kann ich es nicht annehmen."

Während diese und andere freundliche Gespräche zwischen Nathan und Mithridanes gewechselt wurden, kehrten sie, wie es dem Nathan gefiel, nach dem Schlosse zurück, wo dieser noch mehrere Tage lang den Mithridanes auf das Ehrenvollste bewirthete und ihn nach Wissen und Vermögen in seinem edlen und großen Vorsatz bestärkte. Als jedoch Mithridanes endlich mit seiner Begleitung nach Hause zurückkehren wollte, entließ ihn Nathan, nachdem er ihn gar wohl überzeugt hatte, daß er in der Freigebigkeit ihn niemals würde übertreffen können."

mino, ein erfahrener, einsichtsvoller und gutmüthiger Mann erwiderte: er könne das um so eher thun, als die Schande nicht sowohl auf ihn persönlich als vielmehr auf die Faentiner überhaupt zurückfalle, denn das Mädchen, das er erzogen, sei aus Faenza gebürtig, obwohl weder er noch Guidotto von Cremona wüßten, wem sie in Faenza angehöre. Auf die erstaunten Fragen der Bürger von Faenza erzählt Giacomino: Guidotto hätte ihm vor seinem Tode erzählt, daß er in der Zeit, da Kaiser Friedrich Faenza eingenommen, und Jedermann auf Beute ausgegangen sei, mit einigen Kameraden in ein Haus gekommen wäre, das voll von Geräthen, aber ohne Bewohner war. Nur ein zweijähriges Mädchen sei ihm auf der Treppe entgegen gekommen und habe sein Herz durch den Anruf: „Vater" so gerührt, daß er es zu sich genommen und bis zu dem Augenblick, da er es dem Giacomino übergab, bei sich gepflegt hat. Dies wäre nun das Mädchen, um welches die nächtlichen Händel vorgefallen wären. Bei diesem Gespräch Giacomino's mit den Faentinern waren aber zwei Männer zugegen, von denen der eine, Guilielmo da Medicina, ein Kriegskamerad des Guidotto von Cremona und Genosse bei der Beraubung

jenes Hauses gewesen war, in welchem das Kind gefunden wurde, der andere aber, Bernabuccio mit Namen, der Vater des Verhafteten Giannole und der Besitzer jenes geplünderten Hauses war. Guilielmo macht sofort den Bernabuccio darauf aufmerksam, daß der von Giacomino gedachte Vorfall ihm sehr erinnerlich und in Bernabuccio's Hause sich ereignet habe, während Bernabuccio bestätigt, daß er allerdings damals ein zweijähriges Mädchen verloren habe. Eine kreuzförmige Narbe über dem linken Ohr bestätigt die stark unterstützten Ahnungen. Es erfolgt eine rührende Erkennungsscene. Giannole war also der Bruder des Mädchens, das er hatte heiraten und entführen wollen. Als der sehr wackere Stadtvogt von dieser Verkettung und Lösung hörte, verzieh er nachsichtig den jungen Leuten, und mit Zustimmung aller Verwandten erhielt jetzt Minghino das Mädchen, welches Agnes hieß, zur Frau.

Man könnte beinahe durch eine synoptische Aufstellung den Nachweis führen, daß fast alle Züge dieser Erzählung, die sogar ihrem Charakter und Zweck entsprechender schließt, als das Drama seinem, in den „Nathan" übergegangen sind. Nur ist aus den beiden Liebhabern bei Lessing nur ein einziger,

der Tempelherr, geworden; der nächtliche Kampf, bei welchem Minghino die rettenden Ritterdienste thut, ist in eine Feuersbrunst verwandelt, bei welcher Recha „bei einem Haar mit verbrannt wäre." Daß der Zug von der beabsichtigten gewaltsamen Entführung nicht ganz aufgegeben, geht aus dem fünften Auftritt des fünften Aufzugs hervor. Der Diener Crivello und die Magd sind in der Person der Daja zusammengezogen, sowie Guidotto von Cremona und Guilielmo da Medicina in die eine Figur des Klosterbruders. Bernabuccio ist Wolf von Filneck, und der wackere Stadtvogt kein anderer als Saladin. Auch der Zug, daß Giannole der Gefangene des Stadtvogts ist, ist nicht ausgelassen. (IV. Aufzug 4. Auftritt.) Charakteristisch ist, was von der Erzählung des Boccaccio verworfen worden ist, und nicht minder charakteristisch, was der Dichter ihr zugesetzt hat. Hätten wir es hier mit einer Analyse des Stücks nach Inhalt und Charakteren zu thun, so würde ich von dem Vergleich mit der benutzten Materie ausgegangen sein. Denn wer möchte es in Abrede stellen, daß Lessing mehr an seinem Quellmaterial haften geblieben ist, als vielleicht dem dramatischen Dichter ziemt, und zwar nicht blos soweit es sich um Verknüpfung und Auf-

lösung der Handlung handelt, sondern auch besonders in der Individualisirung der Charaktere, und (worauf wir später noch zurückkommen müssen) sogar in der Benennung der Personen. Niemand wird darüber im Zweifel sein, daß die prächtige, kurze, aber überaus liebenswürdige Zeichnung des Boccacio'schen Giacomino, „der zu seiner Zeit Vieles gesehen und erfahren hatte und ein gutmüthiger Mann war", auf den Helden des Drama's, auf Nathan, sowie das stürmische und gewaltsame Ungestüm Giannole's auf den Tempelherrn übertragen worden ist. Aber mehr noch! Was diesen beiden Charakteren in dem Drama mit Ausschluß der religiösen Elemente zu ihrer Individualisirung noch weiter als auszeichnende Eigenthümlichkeit beigelegt wird, ist wiederum dem Boccaccio entnommen und zwar Giornata X Nov. III., worauf schon Richard Gosche in seinem Jahrbuch für Literaturgeschichte (I. Jahrg. 1865, S. 199, Miscelle 2) ganz kurz aufmerksam gemacht hat. Von hier hat Lessing sogar den Namen Nathan aufgenommen. Dieser Nathan der Boccaccio'schen Novelle wird geschildert als „überaus reich, wohlthätig, gastfrei, von edelmüthiger Gesinnung, die er gern durch Handlungen an den Tag legt, als alt und betagt und dennoch in

seiner Gastfreiheit unermüdlich", und wenn er zwei und dreißig Mal von einer und derselben Bettlerin um Almosen angegangen wird, so giebt er ohne merken zu lassen, daß er sie wieder erkennt; in schlichten Kleidern geht er einher; wie ist er gefaßt und ruhig, als ihm sein Nebenbuhler nichts Geringeres offenbart, als daß er ihn zu ermorden gekommen sei; wie klug, nein wie weise und übermenschlich großsinnig und selbstverleugnend ist sein Spiel mit Mithridanes. Man lasse diesen Nathan nur noch über Religionen philosophiren und nenne ihn einen Juden — und man hat ganz und gar den Lessing'schen Nathan. Würde dieser Lessing'sche Nathan etwa aus der Rolle fallen, wenn er so wie sein Prototyp aus der Novelle auf den Ruf des unbedachten Jünglings: „Alter, Du bist des Todes", antworten möchte: „Dann habe ich ihn verdient." Oder würde es etwa dem Geiste des Lessing'schen Helden zuwider sein, wenn er ziemlich sophistisch dem jungen Manne die Reue über seine That dadurch leicht zu machen und zu benehmen sucht, daß er zeigt, wie dergleichen alle Tage in weit größerem Maßstabe vorkäme, ohne auch nur als Verbrechen gebrandmarkt zu sein? Ist es nicht im Geiste jener „heiteren Naivetät" des Lessing'schen Nathan,

wenn der Nathan des Boccaccio sagt: „Nimm mir nur mein Leben, wenn es Dir behagt, denn in meinem ganzen Dasein habe ich noch Niemand gefunden, der es begehrt hätte, und wenn Du, der Du darnach trachtest, es nicht nimmst, so weiß ich nicht, wenn sich ein Liebhaber dazu finden wird; und gesetzt, es fände sich auch ein Anderer, so weiß ich doch, daß es mit den Jahren immer mehr von seinem Werthe verliert." Man lese doch nur den ganzen wunderlichen Handel zwischen Nathan und Mithridanes über die Lebensjahre, die dieser jenem rauben will, und die der Greis ihm zuvorkommend freiwillig zur Verfügung stellt, und setze statt Lebensjahre — Geldbeutel ein, so hat man wieder die Episode zwischen Nathan und Saladin; so wie der Nathan der Novelle gern dem Jüngling offen und frei geben will, wonach dieser mit Hinterlist trachtet, so bietet der Nathan des Drama's dem Sultan seine Schätze an, um derentwillen er ihm eine Schlinge gelegt, um derentwillen er ihn hatte verderben wollen. Und dieser Mithridanes, dieser stolze und ruhmsuchende Jüngling, der den sonderbaren Ehrgeiz hat, der tugendhafteste und wohlthätigste Mensch auf Erden zu sein, der „jähzornig" einem Manne nach dem Leben trachtet, weil er ihn

an Tugend übertrifft, und der ebenso bald voll Scham und Reue und Zerknirschung zusammensinkt vor dem überwältigenden Adel der Seele, der ihm gegenübertritt — wie viel muß man noch hinzuthun, um die „stutzen machende rauhe Tugend" des Tempelherrn vor sich zu haben? — Irre ich mich nicht sehr, so sind selbst die Palmen in Jerusalem, unter denen Nathan und der Tempelherr sich begegnen, nur eine Uebertragung des „kleinen Gehölzes", in welchem Nathan und Mithridanes ihre Auseinandersetzung haben.

Es ist also klar ersichtlich, daß beinahe die ganze Fabel des „Nathan" und fast alle Figuren aus dem Decamerone des Boccaccio entnommen sind*. Wer aber über Tendenz und Idee dieses Drama's sprechen will, wird sich die sehr bezeichnende Thatsache nicht entgehen lassen, daß nur eine Person ganz ausschließlich der Erfindung Lessing's ihren Ursprung verdankt:

* Einige Züge zur Charakteristik Saladin's findet man noch in Nov. IX. Giornata X.; andere in des Thuanus, Historia sui temporis und in Busbecq's, Epistolae turcicae, die Lessing, wie nachgewiesen ist, zu seinem Tragödienfragment: „Giangir oder der verschmähte Thron" benutzt hat.

Al Hafi, der Derwisch; denn der Patriarch, dieser intriguante, herrschsüchtige, egoistische, herzlose Pfaffe, der (wie Kuno Fischer sehr gut ausführt) in „seiner naiven Heuchelei das vollkommene Gegentheil des ächt Religiösen ist“ — was ist dieser Patriarch Anderes als eine Verkörperung des Gesammtgeistes, in welchem das Decamerone geschrieben ist? Wo ein schnöder, verbuhlter, schurkischer Gesell in diesen Erzählungen auftritt — ist es nicht ein Mönch, ein Beichtvater, ein Pfaffe? Wenn man sieht, wie Lessing bis auf die Namen selbst an seiner Quelle haftet, dann wird man nicht mit Gleim sich so weit zu entfernen brauchen, um zu meinen, „daß zu dieser einzigen schwarzen Figur dem Künstler Niemand anders gesessen haben kann, als der Papst Hammonien's.“ Solche Modelle bietet im Decamerone jede dritte Erzählung. — Möglich sogar ist es (ich möchte es nicht unbedingt behaupten), daß der arge Vorwurf, welcher Lessing so oft darüber gemacht worden ist, daß er die Vertreter des Christenthums — nein, so darf man nicht sagen, denn weder der Patriarch noch Daja, noch auch der Tempelherr vertreten specifisch das Christenthum, so wenig als Nathan das Judenthum oder Saladin und Al Hafi den Islam — daß er die

Christen rücksichtlich des Charakters am allertiefsten stellt, ganz unverdient ist; möglich daß ihm eine bestimmte Absicht dabei überhaupt nicht vorgeschwebt hat. So wie Lessing war und dachte, sah er den Unterschied religiöser Bekenntnisse bei der Betrachtung eines Charakters überhaupt nicht mit der Empfindlichkeit, welche, Gott sei's geklagt, unser kritisches Zeitalter ausgebildet hat. Er sagt:

„Ich weiß, wie gute Menschen denken; weiß
Daß alle Länder gute Menschen tragen."

Harmlos, wie er in den Banden seines Materials gegen die unerläßliche Nothwendigkeit einer hervorbringenden Einheit sich vergangen, ebenso harmlos hat er vielleicht aus demselben beschränkenden Grunde, wie er es selbst ausdrückt, „wider die poetische Geschicklichkeit gehandelt, und die Leute, welche sich über alle geoffenbarte Religion hinwegsetzen und doch gute Leute wären, unter Juden und Muselmännern gefunden", und nicht unter Christen. — Lessing selbst giebt bekanntlich in dem Fragment einer Vorrede zum Nathan einen andern Grund dafür an, und es ist für unsern Zweck von besonderer Wichtigkeit diesen Grund zu prüfen.

Er sagt an dem genannten Orte: Auf den Vorwurf, den wir eben berührten, „werde er zu bedenken geben, daß Juden und Muselmänner damals die einzigen Gelehrten waren; daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen, zu keiner Zeit einem vernünftigen Mann müsse auffallender gewesen sein, als zu der Zeit der Kreuzzüge, und daß es an Winken bei den Geschichtschreibern nicht fehlt, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultan gefunden." Wir wollen nicht dabei verweilen, daß nicht sowohl der edle Muselmann als der überaus edle Jude in den tadelnden Kreisen besondern Anstoß erregt hat, wir wollen auch nicht allzu scharf ins Gericht gehen mit der mehr aufklärerisch-human als geschichtlich begründeten Ansicht, daß die Kreuzzüge ein Unheil überhaupt gewesen, und daß dieses Unheil von den geoffenbarten Religionen angestiftet worden sei; aber wir erstaunen im höchsten Grade, daß Lessing sich überhaupt entschuldigt und nun gar die Gelehrsamkeit zum Maßstab der sittlichen Höhe macht. Sind denn Nathan und Saladin Gelehrte? Oder ist der Patriarch nur ein solcher Schurke aus Mangel an Gelehrsamkeit? — Die Vorrede ist ja von Lessing nicht veröffentlicht und,

wie es scheint, absichtlich unterdrückt worden; sie kann daher nicht als ein urkundlicher Beweis der Meinungen Lessing's angesehen werden, aber sieht sie nicht wie der Versuch aus, Gründe der Vernunft und Ueberlegung für eine Wahl und Entschließung beizubringen, die in Wahrheit allein durch die instinctive Thätigkeit der Einbildungskraft erfolgt sind? Und wie wir hinzusetzen dürfen, einer durch die Materie niedergehaltenen Einbildungskraft? Das Zeitalter der Kreuzzüge fand der Dichter in seiner Quelle bereits vor (denn der Jude Melchisedek erzählt dem Saladin seine Ringgeschichte, sowie Bernabuccio von Faenza seine Tochter verliert, als „Kaiser Friedrich" die Stadt einnahm) und Lessing nahm diesen Punkt so gut wie die meisten andern aus jenen beiden Erzählungen in seine Dichtung auf. Ist es nicht als stände Lessing in dieser Vorrede seinem Werke gegenüber, wie einer jener modernen Kritiker, der jeden Zug einer Dichtung, jede Wendung, jede Eigenthümlichkeit auf einen Akt bewußter Reflexion und Berechnung zurückgeführt, und die freie Thätigkeit des poetischen Genies zu einem schulmeisterlich philosophirenden Calcül herunterschraubt? Ist es nicht als ob sich Lessing Entschuldigungsgründe für sich selbst zu-

sammenraffen will, daß er im Zeitalter der Kreuzzüge seine Scene spielen läßt?

Vielleicht aber auch suchte sich Lessing durch diese Gründe des Verstandes nur eine ihm selbst nicht mehr rücksichtlich ihrer Entstehung erinnerliche Gedankenverbindung klar zu machen, vermöge welcher er die Religionenfrage unwillkürlich mit charakteristischen Personen der Kreuzzüge in Zusammenhang brachte. Wir werden nämlich bald sehen, daß sich in einer frühen Lebensepoche unseres Dichters eine solche Ideenassociation einmal gebildet hat, und der „Nathan" ist ein Beleg dafür, daß sie ihn nie im Leben mehr verlassen hat.

Ehe wir uns aber hierzu wenden, haben wir noch einen andern einschläglichen Passus seiner Vorrede in Betracht zu ziehen, der uns wiederum darthun wird, daß sie des Gewichts einer Urkunde ermangele. „Es ist allerdings wahr", heißt es gleich im Anfang, „ich habe keinem meiner Freunde verhehlt, daß ich den ersten Gedanken zum Nathan im Decameron des Boccaz gefunden. Allerdings ist die dritte Novelle des ersten Buchs, dieser so reichen Quelle theatralischer Produkte, der Keim, aus dem sich Nathan mir entwickelt hat." Hier schweigt Les-

fing nur von dem, was er noch außer der dritten Novelle des ersten Buchs dem Decamerone entnommen hat, aber in dem schon oben citirten Briefe an seinen Bruder sagt er noch viel präciser: „Schlagt nur nach das Decamerone Giornata I. Nov. III.; ich glaube eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben.“ Nach dem, was wir oben dargelegt haben, sind wir in Verlegenheit, wenn wir angeben sollen, was denn eigentlich Lessing für eine Episode erfunden hat. Nicht als ob wir nicht voll Bewunderung über die hohe poetische Bildkraft wären, mit welcher Lessing aus den Bausteinen der überkommenen Motive eine ergreifende, anziehende, und mit milder Wärme erfüllende Handlung aufgebaut hat; nicht als ob wir nicht glaubten, daß noch nach Abzug der aus dem Decamerone geholten Motive so viele originelle und ganz vorzugsweis schöne im „Nathan“ zu finden sind, die ihren Urheber zu einem gewaltigen Dichter stempelten — ich darf nur an Nathan's Erzählung von dem Verlust seiner sieben Kinder oder an die Schlußwendung der Ringgeschichte erinnern, welche Kuno Fischer so herrlich beleuchtet, — — aber eine Episode wird man diese Einzelnheiten nicht gerade nennen, und am wenigsten Lessing, der die Dinge

beim rechten Namen zu nennen gewohnt ist. — Wir sehen aber daraus, daß Lessing selbst über seine Quelle und setzen wir hinzu über die erste Anregung zum „Nathan“ keine ganz bestimmten Erinnerungen gehabt hat; daß er vielmehr die letzten Formationen seines lange, lange gehegten Planes für die ersten genommen hat. Es wäre in der That wunderbar, wenn zwei oder drei so heterogene Erzählungen, wie die des Decamerone, einen Dichter, wie Lessing, dazu angeregt haben sollten, sie zu einem dramatischen Gedicht in einander zu schweißen, ohne daß ein anderer verbindender Gedanke mitgewirkt hätte, der die Quintessenz dieser Erzählungen schon bereits in einer innerlichen Verknüpfung zu Tage gebracht hätte. Ein Dichter ist kein Chemiker, kein Alchemist, der zum Experiment irgend beliebige Stoffe in die Retorte füllt, um zu sehen, was daraus wird. Die Geschichte von einem Jüngling, der ein junges Mädchen liebt, das sich später als seine Schwester herausstellt, ist für sich ein guter dramatischer Stoff, wird aber in Verbindung mit einer Erzählung von einem Juden, der die drei monotheistischen Religionen mit einander zu vergleichen hat, zu einem sehr problematischen. Diese Verbindung der beiden Stoffe in einer Dichtung ist aus ihrem

innern Wesen heraus eine durchaus unnatürliche, und — ich will nicht sagen berechtigt — aber gerechtfertigt, begreiflich, erklärlich nur dann, wenn sie geschichtlich begründet, wenn sie einmal wirklich existent gewesen ist, wenn es einmal einen Stamm gegeben hat, an dem diese verschiedenartigen Früchte gehangen haben.

Und das ist in der That der Fall gewesen.

Schon oben ist darauf hingewiesen worden, daß Danzel der Ansicht ist, Lessing habe die erste Anregung zum Nathan in einer sehr frühen Lebensepoche empfangen. Er ist geneigt sie in die Zeit des Wittenberger Aufenthalts zu setzen, dort, wo ihn theologische Luft umgab, wo er in kirchengeschichtlicher und religionsphilosophischer Literatur tief untertauchte, wo er Gelehrtengeschichte mit Eifer betrieb, wo er nach Danzel's glücklichem Ausdruck „alles Wißbare ins Auge faßte.“ Bei diesen Studien bediente sich Lessing vorzugsweise das Werk eines Mannes, der, wie auf das ganze Jahrhundert, so auch auf Lessing von dem entschiedensten Einfluß war, des Pierre Bayle. Bayle's Wörterbuch ist die Hauptquelle sei-

ner Bildung geworden, und nach Bayle's Individualität formten sich ganze Richtungen des Lessing'schen Genies; so oft geht Lessing auf Bayle zurück, daß schließlich der übel mitgenommene Pastor Lange in seiner Wuth sagen konnte, Lessings ganze Gelehrsamkeit stamme aus dem Bayle. Selbst in der äußern Form und Anordnung seiner gelehrten Arbeiten schließt sich Lessing damals an das Vorbild des Bayle'schen Wörterbuches an. Der Tendenz Bayle's, im Interesse der Wahrheit an die Fehler und Mißverständnisse Anderer anzuknüpfen und sie zu verbessern, bemächtigt sich auch Lessing, und indem er diese Methode auf die Gelehrtengeschichte zur Anwendung bringt, entstehen seine „Rettungen" des Cochläus, Simon Lemnius, und was uns hier ganz besonders angeht, des Hieronymus Cardanus. In dem Buche de subtilitate läßt Cardanus die Bekenner der vier Hauptreligionen, der heidnischen, jüdischen, muhammedanischen, über ihren Vorzug streiten; man hatte ihm nun untergelegt, daß er sich gleichgültig darüber äußere, welche den Sieg behielte. Lessing nimmt ihn hiergegen in Schutz, ist aber von der Sache selbst so sehr erfüllt, daß er selbst eine lange Rede eines Muhammedaners beifügt (Werke ed. Maltzahn IV., 61),

in welcher derselbe den Vorzug seiner Religion aus Gesichtspunkten des Deismus gewandt vertheidigt. „Wer, fährt Danzel fort, erkennt hier nicht das Grundmotiv des „Nathan“ und jene Nebeneinanderstellung der drei Religionen, jene Hinwegsetzung über das Vorurtheil, daß nothwendig die eine die wahre und die andern schlechthin falsch sein müßten, worauf die Erziehung des Menschengeschlechts beruht — wobei es denn freilich für seine verschiedenen Lebensperioden charakteristisch ist, daß er einen Andern ängstlich gegen den Verdacht vertheidigt, auf etwas hingedeutet zu haben, womit er selbst später (XII., 510) „den Theologen einen ärgeren Possen spielen will, als noch mit zehn Fragmenten.“ Und wie, wenn der erste Gedanke zum Nathan selbst bei Lessing, dem in seiner Jugend Alles zum Drama wurde, gerade hier, wo ihm schon eine Art von Dramatisirung des Inhalts vorlag, zuerst entstanden wäre? ... Deutet doch die Ausarbeitung jener Rede des Muhammedaners schon auf so etwas hin; wenn Lessingen nur die Novelle des Boccaccio damals schon bekannt war, mußte sich das Uebrige von selbst machen.“

Das meine ich nun nicht, daß sich das Uebrige schon von selbst machen mußte, denn mit den

Anregungen, welche Lessing aus dem Cardanus empfing, konnte sich allerdings, wie sichtlich ist, in ihm die Grundform des Philosophems bilden, welches Nathan lehren soll, nicht aber das Grundmotiv des Drama's. Das Drama hat es allerwegen vorerst mit Handlung zu thun. Die Reden und Wechselreden beim Cardanus aber eine „Dramatisirung" zu nennen, heißt ihnen eine unverdiente Ehre anthun. Und gesetzt selbst, Lessing hätte zu dem, was ihm Cardanus gab, auch die Novelle des Boccaccio schon gekannt — dann hätte er eben Alles gehabt, was undramatisch im „Nathan" ist, dann bliebe immer noch die Frage, wie er zu jener hermaphroditischen Verschlingung dieser episch-didactischen Elemente mit einer Handlung von einem Jüngling, der seine eigene Schwester heiraten will, gekommen ist. Nur von dem Punkte aus, wo wir den Zusammenhang dieser beiden Stücke nachweisen können, dürften wir die erste Anregung zum Nathan datiren.

Wie nun aber, wenn wir zeigen, daß der Dichter eben aus jenem Wörterbuche des Bayle*, das

* Immer ist hier, wenn von dem Dictionnaire des Bayle die Rede ist, die Ergänzung von Chaufepié mit hin-

die Hauptquelle seiner Bildung mindestens in jener frühen Lebensepoche war, diese Verknüpfung der beiden Stücke sich erholt hat! Hier fand er den Artikel

Jonathan Swift,

und welch' einen tiefen und nachhaltigen Eindruck die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes auf ihn gemacht hat, werden wir gleich erkennen. Es kann uns hier gar nicht daran gelegen sein, ob die Biographie des englischen Humoristen bei Chaufepié richtig oder unrichtig dargestellt ist, ob die einzelnen Umstände begründet sind oder nicht; so wie sie da erzählt werden, haben sie auf Lessing gewirkt. Und wie hätte denn dieses seltsame und in seinen psychischen Beweggründen bis heute nicht hinreichend aufgeklärte Leben nicht bei einem Manne von so reicher Einbildungskraft einen tiefen Eindruck hervorrufen sollen? Ist denn die Geschichte dieses Schriftstellers nicht eine der interessantesten

---

zuzudenken. Denn daß Lessing diese sehr bevorzugte, geht aus seiner Rezension derselben (Werke ed. Maltzahn III, 154) hervor. In dem Bayle'schen Werke, wie in der Gottsched-schen Uebersetzung findet sich der Artikel „Swift" noch nicht.

in dem ganzen Bayle'schen Wörterbuch? Ist sie nicht schon an sich erschütternd wie eine gewaltige Tragödie? Enthüllt sie nicht Nachtseiten des menschlichen Herzens, welche in gemeinen Naturen freilich nicht, sondern nur dort zum Ausdruck kommen, wo die Natur in besonderer Schaffenslaune war? Es ist nöthig, daß wir uns einige Umstände daraus in's Gedächtniß zurückrufen, und wir richten unsern Blick besonders auf jene merkwürdige Doppelliebe, auf die noch immer den Psychologen beschäftigende Frage, für welche noch keine genügende Lösung vorgebracht worden ist. Es ist bekannt, daß Swift die eine seiner Geliebten, Esther Johnson, welcher er den Namen Stella beilegte, bei seinem Wohlthäter Sir William Temple kennen gelernt und nach seinem Weggang nach London einen zärtlichen Briefwechsel mit ihr gepflogen hat. Liest man sein für sie bestimmtes Tagebuch, so wird man gerührt von der Hingebung und dem Vertrauen, das er ihr darin kund giebt. Bald aber wird es kürzer, kühler, bald sieht man es ihm an, daß eine andere Liebe sein Herz gefesselt. Er hatte viel in dem Hause der Kaufmannswittwe van Homrigh verkehrt und war von der Tochter derselben, welche er unter dem schö-

nen Namen Vanessa bekannt gemacht hat, unwiderstehlich angezogen. Stella aufzugeben hatte er nicht den Muth, Vanessa zu meiden nicht die Kraft. Durch seine Haltungslosigkeit in politischen Dingen endlich gezwungen, London zu verlassen, kehrte er nach Irland zu Stella zurück, nachdem er Vanessa, die von Stella nichts wußte, in seinem Abschiedsschreiben dringend gebeten, ihm nicht zu folgen. Die heftige und leidenschaftliche Vanessa ließ sich jedoch nicht aufhalten; sie ging nach Dublin; Swift behandelte sie rauh, sie wurde um so glühender; das rührte ihn und er wandte sich ihr wieder zu. Stella siechte inzwischen, von Eifersucht und Gram gemartert, dem Grabe entgegen. Da ermannte sich Swift, schickte einen seiner Freunde zu ihr und ließ das arme, fast mit dem Tode ringende Weib durch die Erklärung wieder aufrichten, daß er Alles zu thun bereit wäre, was ihr wieder Trost und Ruhe bringen könnte. Stella erwiderte, daß nur die legitime Verheiratung mit Swift sie über den Verlust ihres guten Rufes trösten könne. Swift willigte in die Ehe, doch unter der sonderbaren Bedingung, daß sie von ihm getrennt in einem andern Hause wohnen und die Verbindung stets als ein Geheimniß be-

wahren müsse. Die Trauung wurde vollzogen. Stella genas. Vanessa aber ließ nicht nach, Swift in den Banden ihrer Leidenschaft zu halten, als sie plötzlich eine dunkle Nachricht von seiner Verbindung mit Stella erfuhr. Sofort beschloß sie, Stella durch einen Brief selbst zu fragen; Stella verleugnete ihre Ehe nicht, schickte aber den Brief Vanessa's an ihren unseligen Gatten und zog sich empört und gekränkt nach Woodpark zurück. Swift tobte brausend auf gegen Vanessa; glühend vor Zorn ging er zu ihr, warf ihren Brief an Stella auf den Tisch und entfernte sich ohne ein Wort. Vanessa fiel in ein hitziges Fieber und starb bald darauf.

Von Stella und Swift reden wir noch später. Wie aber konnte es geschehen, daß ein so tiefer und gelehrter Forscher wie Danzel meinen konnte, Lessing habe sein Drama „Miß Sara Sampson" zusammengesetzt aus Grundmotiven des Drama's „Der Kaufmann von London" und des Romans „Clarissa" von Richardson, da doch offenbar und ganz unzweifelhaft in „Miß Sara Sampson" nichts Anderes als die unglückselige Geschichte Jonathan Swift's dramatisirt ist? Wer erkennt nicht auf der Stelle, wenn er sich die eben in Kürze vorgeführten Verhältnisse

des englischen Humoristen zu den beiden Frauen vergegenwärtigt, den haltungslosen und unglücklichen Mellefont zwischen der edlen und zarten Sara, die ihn um Gott und der Ehre willen anfleht, durch das legitime Eheband ihren Fehltritt der Flucht aus dem väterlichen Hause zu sühnen, und der leidenschaftlichen, entsetzlichen Marwood, welche darauf besteht, Sara selbst zu besuchen, zu befragen und ihr dabei den Tod giebt! Ja noch mehr. Die Ausflucht Mellefont's, daß er die Hochzeit wegen einer zu erwartenden Erbschaft verschiebe, ist nur eine Uebertragung der verwickelten und einflußreichen Erbschaftsverhältnisse Vanessa's, von denen Chaufepié ausführlich in der Anmerkung zu dem Artikel „Swift" handelt. Selbst die Figur des greisen Sir William Sampson ist ja nicht erfunden, sondern aus dem Swift-Stella'schen Lebenskreise entnommen, denn es ist ja offenbar Sir William Temple, der ehemalige Gesandte Englands im Haag, der nach der Meinung sehr vieler Berichterstatter — und im Chaufepié steht es auch — der eigentliche Vater Stella's war. In dem Diener Waitwell erkennt man den von Swift gesendeten Freund, welcher der leidenden Stella Trost und Ermuthigung

bringt. — Was Danzel als Beweis seiner Ansicht anführt, ist in keiner Weise stichhaltig. Er meint: Im „Kaufmann von London" wird ein junger Mann von einer Buhlerin verführt, seinen Handelsherrn zu bestehlen, einen Oheim zu ermorden, und dann von dem entsetzlichen Weibe selbst den Gerichten ausgeliefert; in der „Clarissa" geht ein junges Mädchen in Elend und Jammer unter als Opfer eines Mannes, der aus der Zerstörung weiblichen Glücks Profession macht. Wo aber sind da die charakteristischen Züge, welche das Drama „Miß Sara Sampson" enthält? Wo ist da namentlich der schwächliche Mann zwischen den zwei Geliebten, dessen Herz hinüber und herüber gezogen wird? Daß Lessing die Namen „Arabella", „Lady Solmes" aus Richardson's „Clarissa" und den Namen „Mellefont" aus Congreve's „Double dealer" entnommen, erinnert ganz an die Art, wie er den Namen „Nathan" aus der einen Novelle des Boccaccio hergeholt und ihm die Handlungen und Attribute aus einer andern beigelegt hat. Man müßte sich mit Hartnäckigkeit die Augen verschließen, um nicht in Mellefont — Swift, in Sara — Stella, in Marwood — Vanessa, in Sir William

Sampson — Sir William Temple zu erkennen *. Beiläufig will ich nur bemerken, daß dieser dramatische Stoff auch einem andern Dichterheroen, unserm Goethe, so wohl gefallen hat, daß auch er ihn für ein Drama verwendete und seinem Werke den die Quelle verrathenden Namen „Stella“ beigelegt hat.

Nun aber wird kein Zweifel mehr darüber obwalten können, daß Lessing mit der Lebensgeschichte Swift's genau vertraut gewesen ist und alle die romantischen Sagen und Ueberlieferungen, die über ihn im Schwange waren, sehr wohl gekannt hat. Wir fahren nun fort, die Geschichte Swift's von dort an, wo wir sie abgebrochen, zu erzählen. Nachdem ihn Stella also verlassen und Vanessa gestorben war, trieb er sich einige Zeit im südlichen Irland umher und kehrte dann in seine Dechantei wieder zurück.

* Nicolai erzählt, ein junger Engländer in Danzig habe nach dem Erscheinen des Drama's „Miß Sara Sampson“ um fünfzig Pfund Sterling gewettet, daß es ein englisches sei und daß er es sich sogleich von London kommen lassen werde. — Nun sehen wir, daß dieser junge Engländer seine Wette in gewissem Sinne nicht ganz verloren hätte, wenn er nicht den Zusatz gemacht, daß er es sich von London schicken lassen wolle. Das Drama ist freilich kein englisches Stück, aber ein Stück Englisches.

Auch Stella kam wieder zu ihm, und beide versöhnten sich. Allein das arme Weib fing zu kränkeln an und von der Auszehrung ergriffen, nahte sie sich bald ihrem Ende. Kurz vor ihrem Tode beschwor Stella ihren grausamen Gatten, durch Veröffentlichung ihrer rechtmäßigen Verbindung ihren Ruf vor Verleumdung zu schützen. Swift antwortete nicht, sondern verließ stillschweigend ihr Zimmer und sah sie vor ihrem Tode nicht wieder. Man weiß nicht, was Swift zu solcher unerbittlichen Hartherzigkeit bestimmte. Außer ihm wußte nur ein irischer Prälat um den Grund und nannte ihn den unglückseligsten Mann der Welt. Ein Gerücht, dem zwar widersprochen wird, das aber in Lessing's Zeit allgemein erzählt wurde — es steht auch bei Chaufepié — bezeichnet Swift und Stella als natürliche Kinder Sir William Temple's und somit als Geschwister.

In Swift haben wir also den Mann, der seine eigene Schwester unnatürlich liebte.

Dieser selbe Swift aber hat das „Märchen von der Tonne"* geschrieben, d. i. um

* Swift wird bei uns selten noch gelesen. Bequem und sehr behaglich ist diese Lektüre auch nicht. The tale

es kurz zu sagen, einen parabolischen Vergleich der drei Confessionen, Katholizis-

---

of the Tub ist überdies mit literarischen Anspielungen bis zum Unerträglichen überladen. Zur Orientirung fügen wir hier den vortrefflichen Abriß des „Märchens" bei, den Hermann Hettner in seiner Geschichte der englischen Literatur davon giebt. Seine schöne Charakteristik Swift's haben wir hier benutzt, was ich dankbar erwähne. „Seit den Wolken des Aristophanes, sagt Hettner, hat es nie wieder eine so übermüthige Parodie religiöser Glaubenssätze gegeben, als das Märchen von der Tonne. Es lautet in der Kürze, wie folgt: Es war einmal ein Mann, welcher drei Söhne von Einem Weibe hatte; sie waren alle zugleich geboren, so daß die Hebamme nicht sagen konnte, welcher von ihnen der älteste sei. Der Vater starb, als diese Söhne noch jung waren. Vermögen hatte er nicht; dafür aber hinterließ er einem jeden von ihnen einen neuen Rock und ein Testament, das die Anweisung enthielt, wie sie diese Röcke tragen und gebrauchen sollten. Doch war dies Testament ganz absonderlich. Kein Faden sollte dem Rock hinzugefügt oder genommen werden, wenn das Testament nicht dafür eine ganz bestimmte Erlaubniß enthalte. Nun waren aber diese Röcke gar schmucklos, und die Brüder, die nach des Vaters Tode in die große Welt traten, wollten doch gern modisch gekleidet sein. Zufällig waren gerade weitbauschige Schulterschleifen üblich. Die Brüder durchlasen das Testament sehr sorgfältig, aber Schulterschleifen waren mit keinem Wort erwähnt. Gehorsam war nothwendig, und die Schleifen waren nicht zu entbeh-

mus, Protestantismus und Calvinismus angestellt, und schließlich als das Ergebniß

---

ren; was war zu thun? Durch allerlei Klügeleien der Auslegung schwand bald alle Schwierigkeit; die Schleifen wurden als im Testament vorgeschrieben erwiesen, und die drei Herren schlenderten mit ihnen prunkend einher, so fein, daß sie keinem Stutzer der Welt etwas nachgaben. Nach einiger Zeit aber kamen Goldtressen in die Mode. Was nun? Auch über die Tressen herrschte im Testament das tiefste Schweigen; und dieses Schweigen war hier um so bedenklicher, als diese Tressen nicht wie die Schleifen eine in der Luft schwebende, blos zufällige Beigabe waren, sondern in das eigentliche Wesen des Rockes selbst eingriffen. Doch wußte Peter, einer der Brüder, sogleich Rath. Brüder, sagte er, Ihr müßt wissen, daß es zwei Arten von Testamenten giebt, das mündlich überlieferte und das geschriebene; im schriftlichen geschieht nun zwar des Goldbesatzes keine Erwähnung, aber wohl im mündlichen; denn ich erinnere mich, daß wir einst als Kinder Jemand sagen hörten, er habe unsers Vaters Diener sagen hören, er möchte wohl seinen Söhnen rathen, goldene Tressen auf ihren Rock zu setzen. Bei Gott, das ist wahr, sagten die anderen Brüder; kauften sich augenblicklich Tressen und stolzirten wie die Lords einher. Bald darauf kam flammiger Taffet in Mode. Das Testament enthielt die ausdrückliche Mahnung, die Kinder möchten sich vor Feuer hüten. Da war die Verlegenheit groß. Die Gelehrten fanden aber, eben so rechtskräftig wie ein Testament sei ein Codicill; ein solches Codicill aber, vom Hundewärter des Großvaters verfaßt, sei

seiner Parabel gezeigt, daß alle drei sich soweit schon von dem eigentlichen Geiste

---

schon lange in ihren Händen, und dieses spreche sehr viel von flammenfarbigem Atlas (die Apokryphe des Buches Tobiä). Das Codicill wurde an das Testament geheftet; und der Atlas wurde gekauft und getragen. Im nächsten Winter herrschten Silberfransen. Die Brüder holten das Testament wieder hervor und fanden zu ihrem Schreck die Worte: „Ich befehle meinen drei Söhnen, keine Art von Silberfransen auf besagten Röcken zu tragen.“ Jedoch kam man bald überein, daß das Wort „Franse“ hier eigentlich Besenstiel bedeute und mythologisch und allegorisch erklärt werden müsse. Und so ging es fort und fort; bei jeder neuen Mode wurde eine neue Hinterthür gefunden, bis die Brüder endlich einstimmig beschlossen, das Testament des Vaters in eine gut verwahrte Kiste zu legen und sich nur dann darauf zu berufen, wenn es ihnen zweckdienlich dünke.

Unstreitig war unter diesen Brüdern Peter der pfiffigste Kopf. Er wußte die Gunst eines alten wohlhabenden Herrn zu gewinnen und ward sogar dessen Erbe. Jetzt ward Peter gewaltig hochmüthig; er erlaubte seinen Brüdern nicht mehr, ihn Bruder zu nennen, sie mußten ihn Herr Peter oder Vater Peter tituliren. Peter ward ein gewaltiger Projectenmacher und wurde dadurch immer reicher und mächtiger. Er wurde aus Stolz und Spitzbüberei fast verrückt, stülpte sich dabei drei Hüte auf den Kopf, trug ein großes Schlüsselbund im Gürtel und eine Angelruthe in der Hand und ließ sich sogar den Fuß küssen; außerdem besaß er eine ganz ver-

des Christenthums entfernt haben, daß er in keiner mehr lebendig zu erkennen ist.

---

abscheuungswürdige Fähigkeit, bei jeder Gelegenheit die großartigsten Lügen vorzubringen. Er betheuerte dann die Wahrheit nicht nur mit den heiligsten Eiden, sondern verfluchte auch Jeden zur Hölle, der nur den mindesten Zweifel hegte.

Zuletzt wurde den Brüdern dies Treiben doch unerträglich. Sie überwarfen sich mit ihm und eröffneten eines Tages die Kiste, in der das Testament verborgen lag. Nun sahen sie, wie arg sie Peter getäuscht hatte. Als Peter die aufrührerischen Absichten seiner Brüder merkte, jagte er sie unter Püffen und Fußtritten zur Thür hinaus.

Martin und Hans — so hießen die beiden anderen Brüder — gingen in sich. Sie studirten eifrig das Testament und nahmen sich ernstlich vor, es von jetzt an streng zu befolgen. Sie wollten ohne Verzug den Rock wieder genau nach des Vaters Vorschrift einrichten.

Bald aber veruneinigten auch sie sich. Martin war vorsichtiger als Hans. Martin legte zwar zuerst Hand an den Rock, riß Fransen und Tressen herunter; als er aber bei der Stickerei sah, daß sie zu fest saß, um ohne Beschädigung des Tuchs sich abtrennen zu lassen, da zog er den Schluß, man lasse am klügsten den Putz stehen, das Tuch selbst dürfe doch nicht beschädigt werden. Anders Hans. Ob der Rock wieder hergestellt werde, war ihm gleichgültig; nur Peter wollte er ärgern. Er war in seinem Trennen und Aufreißen so ungestüm, daß der Rock allmälig in lauter Fetzen und Lumpen zerfiel. Neidisch auf den guten Zustand, in dem sich Martin

Hier haben wir also, wie wir es ausgedrückt haben, den Stamm, an welchem jene beiden ver-

---

befand, suchte er diesen zu gleicher Heftigkeit zu verleiten. Als dies unmöglich war, faßte er gegen ihn eine tödtliche Feindschaft. Er miethete sich eine neue Wohnung, und seitdem meinten manche Leute, er sei verrückt geworden.

Vielleicht mit Recht. Er trug eine ungemeine Zärtlichkeit gegen das Testament zur Schau. Er wußte es in jede beliebige Form zu verwandeln; es diente ihm als Nachtmütze, wenn er zu Bett ging, und als Regenschirm, wenn es regnete. Im gewöhnlichen Umgang sprach er immer nur in den Redewendungen des Testaments, immer glaubte er sich unter der unmittelbaren Obhut des Vaters; stieß er sich mit dem Kopfe an einen Pfeiler oder fiel er in eine Pfütze, so hielt er dies für unabwendbare Vorherbestimmung. Hatte er einen Schelmenstreich im Sinn, so verdrehte er fromm die Augen; die Kunst haßte er so sehr, daß, wenn er über die Straße ging, er seine Tasche mit Steinen füllte und sie gegen die gemalten Schilder schleuderte.

Für einige Zeit versöhnte sich Hans sogar wieder mit Peter; ihr gemeinsamer Wunsch war, ihren Bruder Martin an einem vergnügten Abend zu trepaniren. Das Bündniß dauerte jedoch nicht lange. Als die Regierung einen neuen Verhaftsbefehl gegen Peter erlassen, trennte sich Hans wieder von ihm und suchte sich mit dem Hof gut zu stellen. So wurde er allmälig ein recht abgefeimter Schurke. Leider aber sind die folgenden Abenteuer Hansens dem Gedächtniß des Erzählers entfallen. Und so müssen sich die Leser über das

schiedenartigen Früchte hingen; hier ist der Punkt gegeben, von welchem aus dem Dichter des „Nathan" eine Combination der beiden heterogenen Stücke, aus denen sein Drama besteht, nicht unnatürlich erschien; hier ist die Ideenassociation, welche „viele Jahre" im Geiste Lessing's lag, und von welcher er sich selbst dann nicht losmachen konnte, als die Pflicht des dramatischen Dichters, seinem Werke eine aus dem Innern des Stoffes quellende Einheit zu verleihen, ihn dazu aufforderte.

Und nun noch Eins: zum Beweis, daß wir uns nicht täuschen. Wenn Swift ein natürlicher Sohn des Sir William Temple war, so hatte er ja wohl ein Recht, dessen Namen auf sich zu übertragen, dann war er also selbst ein Temple. Nun vom Temple, der seine Schwester geheiratet hat, zum Templer, der seine Schwester heiraten will, scheint mir doch kein gar zu großer Gedankensprung zu sein.

Mit diesem Templer aber war für Lessing das geschichtliche Lokal gegeben, in welchem er seine Scene vor sich gehen lassen wollte, vor sich gehen lassen

---

Ende des Märchens trösten, je nachdem es ihrer Leibes- und Gemüthsbeschaffenheit gemäß ist.

mußte, denn auch diesen dritten Ring der ineinander geschlossenen Gedankenverbindung, der in sich verflochtenen Vorstellungsreihe hat er sich nicht entschließen wollen abzulösen, obgleich er voraussah, daß Viele finden würden, er „habe damit gegen die poetische Geschicklichkeit gehandelt.“ Die Gründe, welche er später für seine Wahl geltend macht, gehören der a posteriori schauenden Reflexion an. Jetzt können wir sehr wohl mit Danzel sagen, wenn nun noch dem Lessing die Novellen des Boccaccio bekannt wurden, mußte sich das Uebrige von selbst machen. Ist es denn gar so schwer, sich das frohe Erstaunen des Dichters vorzustellen, als er bei dem italienischen Novellisten zwei Erzählungen aus dem Zeitalter der Kreuzzüge entdeckte, welche alle die Motive enthielten, die eine alte, lange in der Seele getragene Gedankenverbindung einheitlich in seinem Denken verknüpft hatte? Ja, mich will bedünken, als ob „das Schauspiel, welches er vor vielen Jahren einmal entworfen, und dessen Inhalt eine Art von Analogie mit seinen gegenwärtigen (1778) Streitigkeiten hat, die er sich damals wohl nicht träumen ließ,“ daß dieses Schauspiel, sage ich, mit dem aus Boccaccio hergenommenen Material noch gar nichts

zu schaffen hat; erst, als er in der Hitze seines Kampfes mit „Hammoniens Papste“ eine neue ungeahnte Flankenbewegung machen wollte, erst als er „versuchen wollte, ob man ihn auf seiner alten Kanzel, auf dem Theater, noch ungestört will predigen lassen“, erst als „er den Theologen einen ärgern Possen spielen will, als noch mit zehn Fragmenten“, und besonders erst, als „dieses Drama geschwind fertig werden sollte“, erst damals „hatte er in einer Nacht (es muß dem Wortlaut nach die Nacht vom 10. zum 11. August 1778 gewesen sein) den närrischen Einfall“, wie er es nennt, den Einfall, wie ich glaube, den alten seit vielen Jahren her in der Erinnerung gehegten dramatischen Stoff mit dem aus Boccaccio's Novellen zusammengeschnittenen Mantel umzuhängen. Er mußte eilen, und darum griff er nach einer naheliegenden Materie, die ihm durch ihre Verwandtschaft mit seinem alten Gedankenbilde hinlänglich vertraut und bequem war. Und kaum scheint es bezweifelt werden zu dürfen, daß, wenn Lessing dazu gekommen wäre, so wie er wollte, sein Stück „drei Jahre früher in's Reine zu bringen“, es aller Wahrscheinlichkeit nach eine Form erhalten haben würde, die weit enger noch an die ursprüngliche An-

regung sich anschlösse. Später hat er, wie er selbst gesteht, „noch so viel Anspielungen hineingebracht, als daran noch die letzte Hand hineinzubringen im Stande war", vielleicht auch gar um dieser Anspielungen willen, den alten Wein in die neuen Schläuche geschüttet.

Wenn es aber Leute geben sollte, welche meine Bemerkung, wie sich in Lessing's Geiste aus dem Sir Temple der Templer entwickelt hat, gar zu spitz oder auch wohl gar zu gewöhnlich und für ein starkes Genie zu unwahrscheinlich halten sollten, so werde ich ihnen zu bedenken geben, daß dieser Dichter, der erwiesenermaßen an seiner überlieferten Materie hängen bleibt, trotzdem er gegen „die poetische Geschicklichkeit" verstößt, sich kein Bedenken daraus machte, an gegebenen Namen hängen zu bleiben, worin er sich gegen Nichts versündigte. Und die Art, wie er aus dem Namen Temple das Appellativum „Templer" macht, erinnert lebhaft an einen von Danzel hervorgehobenen Fortschritt, den Lessing in Bezug auf die Namengebung in der Komoedie gemacht hat. Bekanntlich hatten die englischen Dichter der spätern Periode die Gewohnheit, den Charakter ihrer Personen durch den Namen derselben anzudeuten, so daß „die poetischen Figuren

zu Apothekerbüchsen wurden, davon jede ihre Etiquette trägt." Nachdem Lessing selbst in seinen ersten dramatischen Versuchen dieser Sitte gefolgt war und die „Herren Modisch, Gutherz u. dgl. auf die Bühne gebracht hatte, fand er es später doch gar zu abgeschmackt und — übersetzte diese Appellativa in's Englische oder behielt sie aus dem Englischen für die deutsche Komoedie bei (Courtal, Wombshater, Triffel). Wenn nun Lessing hier englische Appellativa zu deutschen Eigennamen macht, warum soll er nicht einmal einen englischen Eigennamen in ein deutsches Apellativum verwandelt haben? — Eine so vollkommene Gleichgültigkeit gegen die Namen, oder vielmehr eine so nur nach musikalischen und prosodischen Rücksichten getroffene Wahl der Namen, wie wir sie bei Goethe und Schiller finden, dürfen wir bei Lessing nicht annehmen. Es ist der charakteristische Zug des Satyrikers in ihm, der gern in dem Namen begriffliche Beziehungen sucht. Bleiben wir nur allein bei dem Namen „Nathan" stehen, den er schon im Boccaccio fand; auch dort schon hat dieser Namen eine aus seiner appellativen Bedeutung hervorgehende Beziehung; denn „Nathan" heißt der Gebende, der Spendende, der Wohlthätige, was in der Novelle mit

gutem Bewußtsein angebracht worden ist, und was Lessing bei der Uebernahme jener Individualität nicht hatte aufgeben wollen. Diese Beziehung wäre verloren gegangen, wenn Lessing, wie er nach seinem Briefe an Herder meint gekonnt zu haben, das Drama „Melchisedek“ genannt hätte. — Hierbei sei noch ein Anderes angeführt: Recha ist kein jüdischer Namen, sondern nur eine gezierte Verdeutschung des Namens Rachel. Warum wählte wohl Lessing diesen Namen nicht, der dem jüdischen Colorit mehr entspricht, als Recha? Wenn uns aber August Tiedge erzählt, daß Lessing's Nathan es war, der in Elise von der Recke „den Zusammenhang des Denkens und Empfindens in allen seinen Tiefen und Fugen erschütterte und auseinander riß; daß die Gewalt der Stelle:

> . . . . Begreifst Du aber,
> Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
> Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
> Andächtig schwärmt —
> Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

wie ein flammender Blitzstrahl in ihren Ideenkreis herabstürzte“; — — was hält uns davon ab, zu glauben, daß diese Apostrophe über die Wunder gerade an Elise von der Recke gerichtet war? Konnte Lessing

nicht gehört haben, daß eben in der Zeit, in welcher er den „Nathan" schrieb, die junge, schöne, fromme Liederdichterin mit dem und über den Wundermann Cagliostro in Mitau „grausam andächtig schwärme"? Stand denn nicht Lessing mitten in der theologischen und poetischen Literatur seiner Zeit? Konnte ihm die jugendliche und talentvolle baltische Sängerin entgangen sein? Und wie, wenn auch hier wieder der Namen andeutete, wer zu dem anmuthigen Bilde dieses duftigen, so „frommen, so liebenswürdig schwärmenden" Mädchens gesessen hat?

Wir könnten die Beispiele häufen, um zu zeigen, wie häufig bei Lessing Namen die anregenden Gründe seiner Dichtungsgleise sind. Und gesetzt selbst, dieser äußere Umstand verhielte sich nicht der Art, so würde es doch genug innere Anlässe geben, welche es bewirkten, daß der deutsche Dichter dem englischen Humoristen und Freunde Pope's (!) eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Und unter diesen ragen bedeutsam die Aehnlichkeit gewisser Anlagen und die Aehnlichkeit ihrer Schicksale hervor. * Lessing redet wenig, fast gar nicht von

* Lediglich als Curiosum will ich hier anführen, daß ich eine Urkunde König Edgars von Schottland aus dem Jahre

Swift; jedenfalls viel zu wenig für die ungeheure Bedeutung und die nahe Berührung, welche der englische Schriftsteller seinen theologischen, philosophischen und poetischen Interessen darbot. Man schweigt eben vor dem — wovon man betroffen ist. Swift erzählt einmal mit bitterem Spott von zwei jungen Gelehrten, von denen der Eine gar bald zu guten Pfründen und hohen Ehren gelangt ist, weil er ein guter Kirchengänger war, sich auf Bücklinge machen vortrefflich verstand, in den Vorzimmern vornehmer Leute seine Geduld zeigte, und seine Augen, selbst wenn er betrunken war, noch in Andacht schwammen. Der Andere aber war gar ein arger Wicht; erstens hatte er leider Verstand, und was noch schlimmer war, Neigung und Geschick zur Poeterei. Sein Vater schmähete, seine Lehrer verwiesen es ihm; er machte es Niemand recht. Sein Studienplan war thöricht, denn der Mann hatte die Schwachheit, die alten Schriftsteller zu studiren; sein Betragen war

---

1107 gefunden habe (im Nouveau traité de diplomatique der Benedictiner Toussain und Tassin Kupfertafel 70, II. n.), in welcher ein Lesing unter den höchsten Staatswürdenträgern als Zeuge mit genannt wird. — Was fangen nun die Czechen an, die Lessing auf Grund des Namens für sich reklamirten?

abscheulich, denn er machte Verse und sogar ein Epigramm auf einen zwar sehr dummen, aber sehr spectabilen Professor, und, um das Maß voll zu machen — hat er in einer Gesellschaft sogar — getanzt. Man denke — getanzt. Gleichwohl wurde er Vicar mit zwanzig Pfund Gehalt, aber keine Besserung — er ging in Oxford in das Kaffeehaus von Will, wo Literaten, Schauspieler, Leute von Humor zusammenkamen, und machte sich zu seinem Verderben den Ruf, unter diesen Menschen der witzigste, erfindungsreichste zu sein; nun war sein Schicksal besiegelt; man schob ihn seitabwärts in eine armselige Landpfarre, wo er Schulden machen mußte, und wo ihm die Noth witzige und beißende — aber darum bezahlte Aufsätze abpreßte. Freunde empfahlen ihn — aber was hatte der Mensch für Freunde, höchstens talentvolle Leute; man machte ihm Versprechungen; man vergaß sie, und er war zu stolz, um zu bitten, und zu bescheiden, um zu fordern; Dummköpfe wurden ihm vorgezogen, denn man machte ihm den Vorwurf, daß er in seinen Predigten von seinen Zuhörern zu viel Nachdenken fordere. Man hielt ihn in Athem mit Hoffnungen auf Besserung seiner Lage, und wenn es an die Erfüllung ging, kam

er immer zu spät. Von seiner Landpfarre mit zwanzig Pfund schleppte er sich endlich zu einer mit dreißig Pfund, und als er 45 Jahr alt geworden, erhielt er ein Vicariat mit sechszig Pfund in den verlassensten Strecken von Lincolnshire. Dann heiratete er eine Wittwe, und lebt noch jetzt dahinten, und es geht die Sage von ihm, daß er einmal in seiner Jugend viel Geschick und Geist gehabt haben soll.

Man weiß, daß dieses mit Galle gemalte Bild ein Selbstportrait Swift's ist. Aber man setze doch nur statt der Schule — die Fürstenschule in Meißen, statt Will's Kaffeehaus in Oxford — das Kaffeehaus in Leipzig, wo die Mylius, die Koch, die Brückner u. a. zusammenkamen; man denke nur an die Sulzer, Nicolai, Ramler, die den armen Magister aus Sachsen hier — dort empfehlen und anzubringen suchen; ja selbst mit der verlassenen Gegend von Lincolnshire dürfte die Lüneburger Heide nicht unbequem einen Tausch eingehen können. Wie? paßt nicht noch ein anderes Bild auch in diesen Rahmen? Sind unserm Lessing die schmähenden Briefe des Vaters, die Verweise der Lehrer, die Vorwürfe über den Besuch des Kaffeehauses, der Druck der Schulden, die Zurücksetzung vor Dummköpfen, die vergessenen Ver-

sprechen, die Verfolgung, weil er zu viel Denken forderte, und schließlich die Oede von Lincolnshire erspart geblieben? Und hat er nicht dieselben Verbrechen begangen, hat er nicht getanzt und Verstand gehabt und Verse gemacht? Und Lessing sollte nicht stutzig geworden sein, als ihm so Einer, der schon im Grabe moderte, da er noch als Alumnus die Bänke von St. Afra drückte, sein ganzes Lebensgeschick in erschreckend wahren Conturen abconterfeit vor Augen hielt? Es giebt eine Epoche im Leben Swift's, die Zeit, da er bei Lord Berkeley Sekretair war, welche der Epoche, da Lessing Sekretair beim General Tauenzien war, so ähnlich ist, wie zwei congruente Dreiecke.

Freilich, ja, Lessing ist kein Swift. Denn der englische Humorist schildert sich in dem oben skizzirten Bilde nicht ganz. Er wägt den Eindruck seines Umrisses wohl ab; er stellt sich in die Positur, in welcher seine mephistophelische Gestalt noch die meisten Spuren der Menschlichkeit verräth; er läßt sich von der Seite sehen, wo er sicher ist, uns noch Sympathie abzuringen. Sehen wir das verzogene und verzerrte Antlitz genau, aus dessen Falten der Groll, der Neid, die Verleumdung herniederschaut — dann gleicht er allerdings unserm Lessing nicht mehr. Lessing litt,

aber wurde nicht bitter; er kämpfte, aber haßte nicht. Swift's Laune ist grinsend, wo Lessing fröhlich spottend lächelt. Lessing ist ungebunden — Swift ein Vagabond. Lessing schwankt nicht, wie Swift, treulos von Partei zu Partei; er will wirken, nicht blos geehrt sein. Lessing ist vom Scheitel bis zur Sohle von einer das ganze Jahrhundert durchgreifenden Gesundheit, Swift ist in dem Grunde des Herzens und in der Tiefe seines Geistes krank. Das Mark seiner Seele ist in Fäulniß, ihre Thätigkeit überreizt, unstät, gefährlich. Der wahre Swift ist noch ein ganz Anderer, als der Geistliche, der getanzt, Verstand gehabt und Verse gemacht hat. Der wahre Swift ist von einer schneidenden und armseligen Kälte des Herzens, das nur glüht, wenn die Rache in ihm kocht; der wahre Swift hat kein Gewissen und schneidet seinem Gegner unter höhnischen Grimassen und Capriolen die Kehle ab. Er begnügt sich nicht, seine Pfeile bis zur Dünne des Haares zu schärfen; er streicht noch Gift darüber, damit sie sicher erstarren machen. Dem wahren Swift fehlt die ungebrochene Direction der Augen, das Harmonischste weiß er zum Zerrbild zu verschieben. Sein Interesse an der Welt beruht auf ihrer besondern Eigenschaft als Narren-

haus. Er ist nicht blos Schriftsteller, sondern auch Staatsmann; er schlägt also nicht blos Bücher todt, sondern auch Menschen. Er liebt nie, auch dort nicht, wo er verliebt ist. Die Welt hat für ihn Nichts, und doch klammert er sich an sie; bietet ihm Nichts, und doch erwartet er Alles von ihr. Er kennt nur ein Ergötzen — das Ergötzen über seine eigenen blutenden Wunden, über seine eigene Tragoedie. Er ist ein Tyrann. Und weil er es ist, darum ist er so haltungslos und erbärmlich; hochmüthig, barsch, wenn ihn das Schicksal begünstigt, verzagt und gebrochen, wenn Wolken über ihm hängen. So rührend sein Lebensroman erscheint, wenn wir die vor Wehmuth und Liebe hinsiechende Stella im Auge haben, so ergreifend er noch ist, wenn uns die leidenschaftliche Feuersgluth Vanessa's in's Antlitz schlägt, so widerlich wird er, wenn wir Swift, diesen wirklichen Mellefont, betrachten. Denn dieser willenlose Mensch zwischen diesen mächtigen, schönen Frauen, was ist er mehr als eine neue Auflage vom Esel des Buridan, transponirt in's Fach der Liebe? — Und ist es nicht vollkommen logisch, wenn dieser Mann mit einem Charakter, dem das Rückgrat fehlt, die entsetzliche Skala von der Treulosigkeit zur Ver-

bitterung, von der Verbitterung zur Menschenscheu, von der Menschenscheu zum Menschenhaß, zum Wahnsinn und schließlich zum Tode in Jammer und Elend durchmacht? Ist er doch, wie Hamlet sagt:

. . . . gleich der brandigen Aehre
Verderblich seinem Bruder.

Nun gleichviel, ob man für Lessing schwärmt oder nicht — ist ein Zug von dieser Physiognomie in ihm? Wer nicht an hartnäckiger Ungerechtigkeit leidet, wird Hamlet's Gegenbild wohl gelten lassen müssen:

Seht, welche Anmuth wohnt auf diesen Brau'n!
Apollo's Locken, Jovis hohe Stirn.
Ein Aug' wie Mars, zum Droh'n und zum Gebieten,
Des Götterherolds Stellung, wann er eben
Sich niederschwingt auf himmelnahe Höh'n;
In Wahrheit, ein Verein und eine Bildung,
Auf die sein Siegel jeder Gott gedrückt.

Und am meisten der Gott, welcher gesagt hat: Liebet Euch unter einander! Was Swift treibt, ist der Groll, was Lessing bewegt — die Liebe, die Liebe zu den Menschen wie zur Wahrheit. Nur wer liebt, kann unter Thränen lächeln, kann ein wahrer

Humorist sein — Swift ist ein Hypochondrist. Lessing ist frei, ein „Erzieher des Menschengeschlechts" — Swift nur ungebunden und zuchtlos unter den Menschen. Lessing ist wie die Menschen seiner Zeit, nur menschlicher — Swift — ein Sonderling. Swift sagt sich am Ende seines Daseins, daß er seine Carriere verfehlt — dem Lessing sagen's nur Andere, Unverständige; er weiß, daß er sie gut und glänzend erfüllt. Wenn Swift predigt, predigt er Satyren, Nesseln; durch Lessing's noch so sehr zerschmetternden Spott quillt die heilige, weihevolle Entrüstung hindurch und wehmüthiges Mitleid mit dem verirrten Opfer. Man kann es nicht leugnen, es ergreift Lessing zuweilen eine Art literarischer Mordlust, aber es ist die Wuth des Patroklos, der

Stürmend mordet umher, und schafft sich viele Vergeltung;

und doch ist er es, welcher befiehlt, von dem Verfasser eines Buches beim Beurtheilen nicht mehr wissen zu sollen, als in dem Buche steht. Und wie mit den Büchern, so mit den Gedanken. Wenn Swift mit einem furchtbaren Wetterstrahl in das dampfige Gewölk der theologischen Zänkereien des siebzehnten Jahrhunderts fährt, dann ist es ihm

gleich, was in den luftleer gewordenen Raum eindringen wird; er schwingt den Donnerkeil, weil ihn die Zöpfe, die Perrücken, das gelehrte Gewäsch der auf „Besenstielen" reitenden Kanzel- und Kirchenlichter ärgert. Nicht der Unsinn ist ihm ein Gräuel, sondern die Unsinnigen. Wo aber hält sich Lessing bei der Ungelenkigkeit und Tölpelhaftigkeit seiner Gegner auf, wo will er Anderes als die Vernunft und die Wahrheit? Und weil Swift es in erster Linie mit den Personen zu thun hat, die selbst ein räumlich und zeitlich begrenztes Dasein haben, kann er sich über ihren Bannkreis nicht erheben, ist er selbst nur eine Episode in diesem staubigen Wirrsal, wenn auch die Episode des knallenden Schlußeffects. Und weil Lessing ohne Ansehen der Person die Vernunft und die Wahrheit will, die in allen Zeiten und in allen Räumen dieselben sind, darum ist sein Thun überall welthistorisch. — Man kann sich den Gegensatz nicht besser beleuchten, als durch einen Vergleich des „Märchens von der Tonne" mit der Erzählung von den drei Ringen. * Swift vergleicht

* Wenn ein Herr Arthur Arnould neulich (in der Revue de l'instruction publique, 24. Jan. 1864) sagt, Lessing habe

die Confessionen, Lessing die Religionen. Vortrefflich und geistreich sagt Voltaire: „Dieses Märchen verspottet Katholicismus, Lutherthum, Calvinismus, behauptet aber dabei, vor dem Christenthum selbst die höchste Ehrfurcht zu haben; kann man denn aber den Vater verehren und dabei doch seinen drei Kindern Ruthenstreiche ertheilen? Es giebt bedenkliche Leute, welche meinen, die Ruthen seien lang genug, um hie und da auch bis zum Vater zu reichen." Und in Lessing's Hand — sieht man da auch Ruthen? Zweifelt wohl Jemand, daß er den Vater der Religionen verehrt und liebt? Ist in seiner von mildem Sonnenglanz übergossenen Ringgeschichte der Schrei des Schmerzes von Gegeißelten zu hören?

Und doch bleiben außer dem Aehnlichen im äußern Schicksal noch Punkte genug, welche eine innere Verwandtschaft ankündigen. Es ist wahr, Lessing ist der Vater der positiven Kritik; seine Kritik ist schöpferisch,

---

„in Wirklichkeit Nichts gethan, als mit Hülfe eines sentimentalen Dialogs, inmitten phantastischer und verwirrter Begebenheiten eine Behauptung wiederholt, die kurz vorher von Swift avec une grande verve im Märchen von der Tonne auseinandergesetzt worden war" — so ist das, mit Verlaub zu sagen, Unsinn.

aber den kritischen Ausgangspunkt theilt er mit Swift. Die durchsichtige Klarheit ist Beiden gemeinsam, wie der schlagende Witz. Beide sind Forscher und Kündiger des menschlichen Herzens und versenken sich gern in seine Natur, wenn auch liebend der Eine, der Andere um seine Armseligkeit zu erspähen. Beide stehen einer Zeit und Geschlechtern gegenüber, welche die Blasen der Fäulniß und Verwesung überall auftreiben. Beide haben ein klares Bewußtsein von ihrer Zeit, sie wissen, daß die Sonne aufgehen will. Beide wollen selbst denken, selbst handeln, wollen nicht mehr des spukhaften Prospero „Fischfänger" sein, wenn auch nur Einer von ihnen dem Caliban ähnelt. Beide verachten die Prüderie der aufgeblasenen, gepuderten Ehrwürdiglichkeit; Beide tanzen, haben Verstand und machen Verse. Und in der Art wie ihr Genie sich äußert, sind sie sich erst recht ähnlich. Beide beherrschen in uneingeschränktem Maße die Sprache ihrer Nation. Beide haben einen Zug von unmittelbarer Volksthümlichkeit in ihrer Redeweise. Wenn Walter Scott in Zweifel ist, ob er Swift überhaupt zu den Dichtern zählen soll, da der Staatsmann in ihm überwiege, so hat es in Deutschland wahrlich nicht an Leuten gefehlt, die auch Lessing eher in der deutschen

Gelehrtenrepublik als auf dem deutschen Parnaß den Platz anweisen wollten, eine Absicht, für welche der große Dichter selbst in einer Anwandlung rührender Bedenklichkeit die Grundlage bot. Und noch Eins: diese beiden Magister sind durch und durch Pamphletisten. Alle ihre Schriften sind Gelegenheitsschriften; alle, bei Lessing auch einschließlich seiner Emilia Galotti, bei Swift auch einschließlich seiner Reisen Gulliver's. Bei Lessing freilich hat jede die Tendenz, einer Doktrin Bahn zu machen, bei Swift — irgend eine zu ersticken.

Lessing, der Menschenkenner, der Literaturkundige, der namentlich mit allen seinen Sympathien an der englischen Literatur hing, der in seinen jungen Jahren mit den Lebensschicksalen und den Werken Swift's bekannt geworden war, den diese so bewegten, daß er, da „ihm ja damals Alles zum Drama wurde", für eine seiner besten Tragödien, „die Miß Sara Sampson", den Stoff daher entlehnte, der sich durch innere und äußere Beziehungen dem englischen Dichter ähnlich fühlen mußte — Lessing sollte später nicht wieder an Swift gedacht haben? Es wäre ungereimt, es zu glauben. Fast wäre man berechtigt, ein Anderes anzunehmen: Wir können nämlich den Zeit-

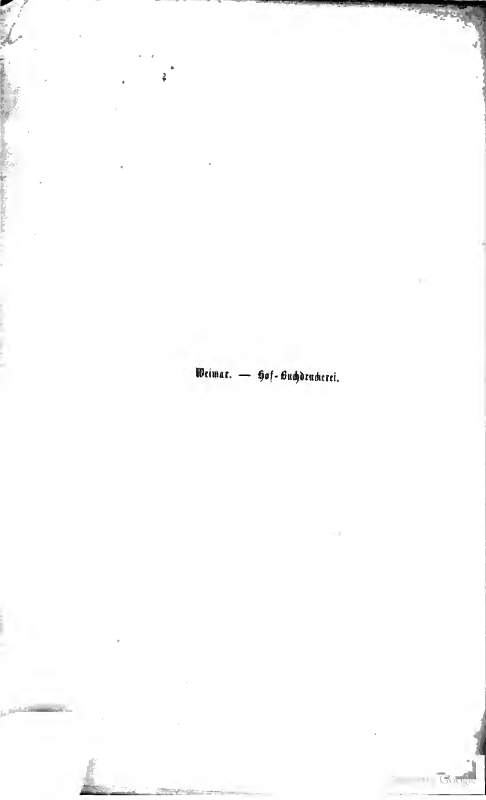
punkt genau bestimmen, wann der deutsche Dichter unzweifelhaft mit Swift sich zu beschäftigen anfing. Im Jahre 1752 sind die Briefe des Grafen d'Orrery „Ueber das Leben Swift's" in einer deutschen Uebersetzung zu Hamburg erschienen. Im Jahre 1755 am 25. Juli wurde „Miß Sara Sampson" zum ersten Male in Frankfurt an der Oder aufgeführt, und erschien auch zur selben Zeit im Druck; 1755 kam zu London die kritische Ausgabe der Werke Swift's von John Hawkesworth besorgt, und 1756—1757 zu Hamburg die erste deutsche Uebersetzung derselben heraus. Damals, 1756, kam auch der 4. Band des Bayle-Chaufepié, in dem der Artikel Swift sich befindet. Damals hat also Lessing sich mit dem Leben und den Werken Swift's beschäftigt, und damals also ist auch „die Idee zu dem Schauspiel entstanden, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit seinen Streitigkeiten" von 1778 hatte. Und erst der „närrische Einfall" machte aus diesem Schauspiel den von Boccaccio beeinflußten Nathan. Ueber zwanzig Jahre also hat Lessing den Gedanken an Swift in seinem Innern getragen. Und oft — dürfen wir annehmen — wenn in seinem Geiste der Unmuth über den Frohsinn Herr werden wollte, wenn die Flügel unter

der Last und unter dem Ungemach der Entbehrung sich heruntersenkten, wenn das Auge ermattet umherspähete nach einem Plätzchen in der Welt, wo diese große und gewaltige Seele Frieden finden könnte, da ihn die Noth ruhlos umhertrieb; oft, wenn die Verleumdung an seiner Ehre nagte, und frömmelnde Heuchelei ihn den Wahrheitskämpen, für einen um schnödes Geld Erkauften verschrie; oft, wenn die Lebenslage gar zu eng und knapp, und „der Feinde Brüllen" gar zu laut geworden — oft in solchen Stunden mochte vor seiner Seele jenes Schauspiel, das er in der Jugend geträumt, vorüberziehen, in welchem ein Held auftrat, der mit dem Dichter selbst so viele Züge gemein hatte — und dann ergoß es sich wie ein sanfter, lindernder Trost in die fast verzweifelnde Brust, dann stieg mildernd und beruhigend die Ueberzeugung herauf: „Wie sehr Du ihm auch gleichst, das bist Du nicht; und wenn auch Dein Schicksal ganz wie seines verläuft — Dein Ende wird nicht sein, wie das Seinige. Du wirst sterben den Tod des Gerechten."

Was Shakspeare's Cäsar vom Cassius sagt, wendet Walter Scott auf Swift an:

. . . Er liest viel,
Er ist ein großer Prüfer und durchschaut
Das Thun der Menschen ganz.
Er lächelt selten, und auf solche Weise,
Als spott' er seiner selbst, verachte sich,
Daß ihn Etwas zum Lächeln bringen könne.

Das Erste paßt auch auf Lessing — das Andere nicht, denn das Kostbarste und Edelste an ihm war doch — sein Lächeln.



Weimar. — Hof-Buchdruckerei.



Weimar. — Hof-Buchdruckerei.




3 9015 03010 0971



